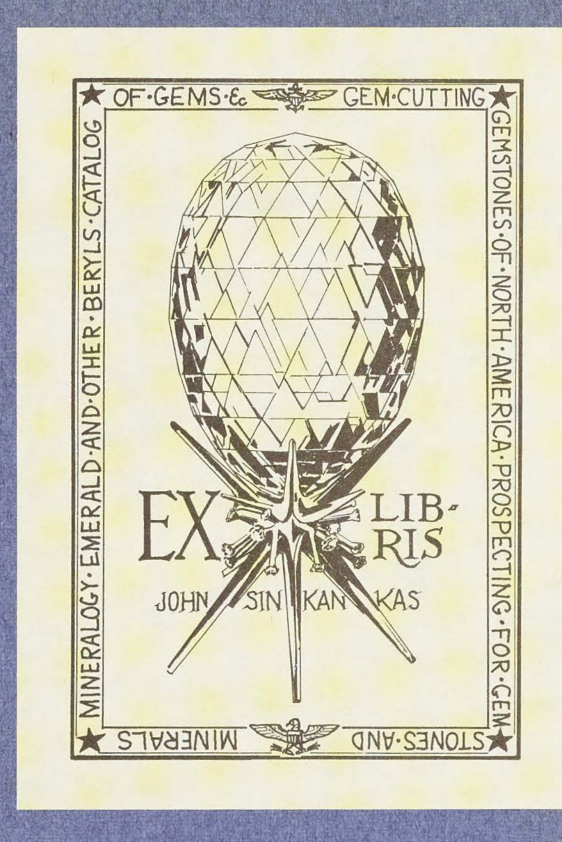
JULIUS SCHLOSSER

# DIE DEUTSCHEN REICHSKLEINODIEN



KUNSTVERLAG ANTON SCHROLL & CO
IN WIEN


OF·GEMS·&c
GEM·CUTTING
GEMSTONES·OF·NORTH·AMERICA·PROSPECTING·FOR·GEM
STONES·AND
MINERALS
MINERALOGY·EMERALD·AND·OTHER·BERYLS·CATALOG
EX LIB-RIS
JOHN SIN KAN KAS

# SCHLOSSER / DIE REICHSKLEINODIEN



Der Kaiser im vollen Ornat.

Stich von Delsenbach.

# DIE DEUTSCHEN REICHSKLEINODIEN

BESCHRIEBEN
VON

JULIUS SCHLOSSER

MIT 46 EINGEDRUCKTEN ABBILDUNGEN
UND EINER TAFEL IN KUPFERTIEFDRUCK



19 20
KUNSTVERLAG ANTON SCHROLL & Co.
G. M. B. H. IN WIEN

DRUCK VON ADOLF HOLZHAUSEN IN WIEN.

# VORWORT

Gegen Ende des Weltkrieges, dessen furchtbare End≈ergebnisse sich damals schon abzuzeichnen begannen, ohne noch von uns in ihrer ganzen Tragweite erkannt zu werden, erschien (Frühjahr 1918) das von dem Verfasser seit manchem Jahr vorbereitete große Werk über die Wiener Schatzkammer; es war bestimmt, zwei ältere Veröffentlichungen zu ersetzen: den gewaltigen, bloß die Reichskleinodien behandelnden Riesenband des Aachener Domherrn Bock (Wien, in der Hof≈ und Staatsdruckerei 1864) und das ihm nur um ein Geringes nachstehende Prachtwerk Quirin von Leitners über die Schatzkammer in ihrem damaligen größeren Umfang (Wien bei Holzhausen 1870–1873). Beide sind glänzende Leistungen älterer österreichischer Tüchtigkeit auf dem Ge≈biete des Buchwesens, aber durch ihre ungemeine Kost≈spieligkeit und Seltenheit fast unzugänglich, auch schon durch ihre Unhandlichkeit, ihr Vergrabensein in Büchereien ersten Ranges wenig oder gar nicht geeignet, diese Schätze einer weiteren, an geschichtlichen Dingen Anteil nehmenden Öffentlichkeit zu erschließen, überdies in vielen Teilen, in≈haltlich wie in der Art ihrer Abbildungen, heute veraltet und überholt. Mit ihnen konnte und wollte das viel bescheidener, wenn auch mit heutigen Mitteln ansehnlich genug hergestellte neue Werk nicht in äußern Wettbewerb treten; immerhin wird man dem Verlage das Zeugnis nicht versagen dürfen, daß er unter den schwierigsten Zeitläufen ein Ehrendenkmal deutschösterreichischer Arbeitstüchtigkeit und heimischen, oft gering geschätzten Fleißes aufgestellt hat, seiner Vorgänger nicht unwürdig; der Verfasser dieser Zeilen ist sich bewußt, nur den bescheidensten Anteil daran zu haben. Immerhin war auch dieses Werk nur in einer einmaligen Auflage von dreihundert Abdrucken aus≈gegeben worden und konnte daher von vornherein nicht mit einer erheblichen Verbreitung rechnen. Nun enthält aber die Wiener Schatzkammer vor allem den unvergleich≈

lichen Schatz der alten Kleinode des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation als ältesten und vornehmsten Bestand staatlichen Altertums christlicher Welt, so weit über allem andern stehend als das mittelalterliche Kaisertum selbst über den sonstigen weltlichen Gewalten. Gerade in diesen schwersten Tagen nun, die unser deutsches Volk jemals zu durchschreiten hatte, mag uns der Rückblick auf diese ehrwürdigen Denkmäler deutscher Weltgeltung und deutscher Kraft Trost und Hoffnung gewähren, so wie auch wir deutsche Ostmärker die Hoffnung nicht auf=geben können und dürfen, diese schicksalreichen Zeugen einer großen Vergangenheit dereinst ungeschmälert und unversehrt unserm Gesamtvolke heimbringen zu können, dem heute mehr als jemals unser Denken und Trachten gilt.

Diesen Reichskleinodien ist also die vorliegende, auf größere Verbreitung berechnete Handausgabe gewidmet; sie folgt im ganzen dem Wortlaut der großen Ausgabe, der aber hier durchaus umgearbeitet, und wie ich hoffen will, wenigstens sprachlich verbessert erscheint, so wie es einer auf weitere Kreise berechnetem und in ihrem innersten Kern so ausgesprochen deutsch=völkischen Sache ziemt. Alles gelehrte Beiwerk ist möglichst zurückgestellt, so daß namentlich was die Literaturangaben betrifft, durchgängig auf das (in dieser Hinsicht eingehend bedachte) größere Werk verwiesen werden muß.

Wien, im Herbst 1919.

Julius Schlosser.

## Erstes Kapitel

# INNERE GESCHICHTE DER REICHS⸗KLEINODIEN

Die Kleinodien des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation sind der sichtbare Ausdruck der höchsten weltlichen Macht europäischer Christenheit, die mit und neben dem rö⸗mischen Papsttum durch ein volles Jahrtausend gewaltet hat, vom denkwürdigen Weihnachtstage der Krönung Karls des Großen 800 bis zu ihrem schattenhaften Verschwinden am 26. August 1806. In ihnen leben die Überlieferungen der ver⸗schiedensten Zeitalter und Sitten in einem Ganzen einziger Art fort, sowie die ehrwürdige Kaiserkrone das vornehmste und rechtmäßigste Zeichen der Macht ist, das jemals die Stirn eines irdischen Herrschers geschmückt hat.

Der große Frankenkönig hatte an jenem denkwürdigen Tage die Erneuerung des alten Kaisertums herbeiführen wollen, dem in Westrom nach der theodosianischen Reichsteilung noch einige Jahrzehnte des Siechtums gegönnt waren. Der Gedanke hängt mit den merkwürdigen rückschauenden Bestrebungen des großen Fürsten, seiner Zeit und Umgebung enge zusammen; es ist begreiflich, daß sich also zunächst die Entwicklung rö⸗mischen Feierwesens in ihm widerspiegelt.

Zu allen Zeiten und an allen Orten ist die Herrscherwürde mit dem Krieger und Feldherrn verknüpft gewesen, ja aus ihm hervorgegangen, wie ein berühmt gewordener Vers Vol⸗taires behauptet. Schon der lateinische Titel des Kaisers, älter als die später aufgekommenen des Cäsar und Augustus, weist auf seine kriegerische Entstehung zurück, auf das altrömische Imperium, die Feldherrnwürde. Seit sich überhaupt von einer feststehenden Tracht des Römerkaisers reden läßt, knüpft sie an das Amtskleid des republikanischen Imperator⸗Feldherrn und an seine obrigkeitlichen Ehrenzeichen an. Da ist vor allem der rote Imperatorenmantel, übrigens erst seit dem III. Jahr⸗

hundert n. Chr. ein stehendes Beiwerk; die Farbe ist wesentlich, denn fast zu allen Zeiten und fast bei allen Völkern ist das kriegerische Rot Zeichen von Herrschaft und Macht. Dann die purpurne und golddurchwirkte «Toga picta», der goldene Lorbeerkranz, die corona triumphalis, freilich nicht getragen, sondern im Triumphzug von einem Sklaven schwebend über dem Haupt des Triumphators gehalten, endlich das Schwert als das Abzeichen des Offiziers. Alles das stammt durchaus aus der Amtstracht der römischen Obrigkeit, der auch die roten «senatorischen» Schuhe zukommen, bei den Patriziern noch durch ein besonderes Abzeichen, die «lunula», den Halbmond hervorgehoben. Auch das alte Zeichen der Königswürde, das Szepter, ist mit seinem elfenbeinernen Adler auf der Spitze, zum Amtssinnbild geworden; freilich kommt es nur in den feierlichen Aufzügen zur Anwendung. Ursprünglich ist es nichts als der Lanzenschaft, seiner kriegerischen Wehr entkleidet und außerhalb des Feldlagers als friedlicher Stab getragen.

Die alten einfachen republikanischen Sitten haben lange in die Kaiserzeit hinein fortgewirkt, und der Kaiser selbst trug die gewöhnliche Bürgertracht; nur das uralte Königszeichen des Stirnreifens blieb noch lange eine Unmöglichkeit. Das ändert sich seit dem III. Jahrhundert, wo das altrömische Leben immer stärker von orientalischen Bestandteilen durchsetzt wird, landfremde Geschlechter wie die der Syrer den Thron besteigen und die große Umkehr antiken Lebens einsetzt, die ihren Wendepunkt am Schlusse dieses Zeitalters in diokletianischer Zeit hat. Das von Anfang an vorhandene, von den hellenistischen Herrschersippen des Ostens her wirksame religiöse Grundwesen, die Vergöttlichung der Herrscherperson, beginnt stärker zu werden. Ist es auch keineswegs nachzuweisen, daß Aurelian, jener Orientale, der den persischen Sonnendienst in Rom einführt, das Gotteskaisertum förmlich verkündet hätte, so steigert sich doch die Kaiserwürde innerlich und äußerlich zu immer mächtigerem Nachdruck. Vor dem Christentum muß freilich die heidnische Strahlenkrone des Sol weichen, aber an ihre Stelle tritt seit der Reichsteilung

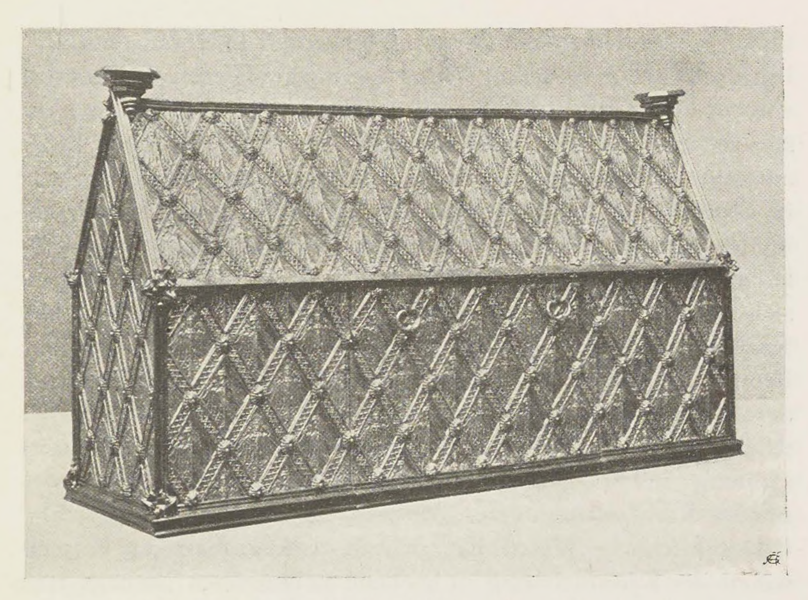


Abb. 1. Schrein der Reichskleinodien (Nürnberg).

nunmehr ständig der uralte Stirnreif der Königswürde. Das Schwert behält seine alte Rolle, seine Besitzergreifung bedeutet noch immer die Übernahme des Imperium im ursprünglichen Sinn, und im III. Jahrhundert, der Zeit der Soldatenkaiser, beruhte dieses mehr als jemals auf dem Heer. Orientalische Einflüsse, namentlich von dem gewaltigen Nebenbuhler des Ostens, dem neupersischen Reich her, machen sich immer mehr auch in der Alltagstracht geltend; an Stelle der fließenden weißen Gewandung alter Zeit tritt die schwere, wenig geschmeidige Prunktracht östlicher Herkunft, die sich dem Körper als selbständiges Wesen gegenüberstellt, ihn verhüllend und umschließend, nicht mehr als «Echo der Gestalt», sondern ein neues Wollen ankündigend.

Auf also wohlvorbereitetem Boden tritt endlich das Christentum als natürlicher und folgerechter Abschluß in seine weltgeschichtliche Rolle ein. Was der Kaiser an seiner göttergleichen Stellung einbüßen mußte, das gewann er als «dominus», als Herrscher und unumschränkter Herr von Gottes

Gnaden. Hofsitte und Formwesen werden in fortan vorbildlicher Weise ausgestaltet. Das geistliche Wesen bildet sich eine neue Gestalt; der Kaiser ist Haupt der Kirche, ein Anspruch, den das weltliche Kaisertum des Westens noch lange aufrecht zu erhalten suchte, freilich nicht mit dem Erfolg wie in Ostrom und bei dessen slawischen Erben. Der Kaiser tritt in den Kreis des Priestertums; seit Justinian ist ihm die Diakonswürde verliehen, und das neue Kaisertum des Westens sieht seine Träger unter den Klerikern von St. Peter. Die Kirche wahrte ihre Stellung dadurch, daß der Herrscher die Krone aus ihrer Hand empfing, ein Vorgang, der zuerst bei der Krönung des Markianos im Jahre 450 offenbar zu werden scheint, und der sich, als Erbbrauch, bei der ersten Kaiserkrönung in St. Peter, trotz des inneren Widerstandes des großen Karl, wiederholt.

Das kirchliche Wesen hat sich in dem großartigen Formelwesen der Kaiserkrönung in St. Peter vollkommen durchgesetzt. Der Erwählte wird in der gregorianischen Kapelle mit geistlichen Gewändern, Humerale, Alba, Cingulum angetan, dann in die Sakristei vor den Papst geführt, der ihn zum Kleriker von St. Peter ernennt, ihm Tunika und Dalmatika des Diakons — diese ein von der Kirche festgehaltenes Kleidungsstück spätantiker Zeit mit ihrem bezeichnenden «barbarischen» Einschlag auch in der Mode — den Priestermantel (das «Pluviale», ebenfalls ein spätanikes Erbstück), endlich Mitra, Sandalen und Stiefel übergibt, die beiden ersten Abzeichen des Bischofs, während die letzten aus östlichem Herrscherbrauch stammen. Es folgt dann die Salbung am Mauritiusaltar, die Übernahme der Abzeichen des Reiches durch den nunmehrigen Kaiser, der sie, schon als König über sie gebietend, ja durch ihren Besitz geechtigt, von seiner Pfalz her mitgeführt hat. Unter den «Akklamationen» des päpstlichen Sängerchors, die wieder mit antiker und byzantinischer Überlieferung zusammenhängen, schließt die Feier.

Damit kommen wir auf die Wahrzeichen selbst und ihre innere Geschichte. Das oströmische Reich kennt sie in dieser starren Form eigentlich nicht, es ist geistiger als der kindliche,

am bunten Besitz hangende Westen. Dort ist alles als Krönungszeichen verwendbar, was passend und gerade zur Hand ist, keineswegs ein bestimmtes Gewand oder Abzeichen erforderlich; nicht anders hatten schon die Soldaten des III. Jahrhunderts nach allem gegriffen, was eben im Feldlager zu diesem Zwecke tauglich erschien. Das alte Reich bewahrt auch hier seine antike Haltung und seine überlegene Sitte; die jungen Barbaren des Westens hangen an der Bedeutung des Gegenstandes selbst wie an einem Fetisch.

Unter diesen «Insignien», deren Besitz die Herrscherwürde im buchstäblichen Sinne verbürgt, steht selbstverständlich die Krone voran, jenes Abzeichen, das den Herrscher in seiner weltlichen wie geistlichen Gestalt so sinnfällig darstellt, daß in der späteren Kunst, des Nordens namentlich, selbst Gottvater nicht anders als mit diesem «Regnum» geschmückt erscheint; Begriff und Sache fallen hier ineinander. Die alte Königszier, das Diadem, erscheint als Zeichen völligster Machtvollkommenheit nicht früher als auf den Münzen der Konstantiner, «jeder Römer wußte, daß damit die freie Volksgemeinde geleugnet war». (W. Sickel.) Die Strahlenkrone (des Sol) in früherer Zeit hatte einen ganz anderen Sinn und hing mit dem amtlichen Gottkaiserdienst zusammen. Schon in frühbyzantinischer Zeit erscheinen die aus dem Osten, besonders wohl dem neupersischen Reich übernommenen «Pendilien», reich verzierte Anhänger, die zu beiden Seiten der Wangen vom Kronreif herabfallen und dem Gesicht einen feierlichen Rahmen abgeben, ein kleines, aber bedeutsames Zeichen der Morgenländerei. Der ganz durch einen Bügel — der von einem Kreuz überhöht wird — geschlossene Stirnreifen erscheint auch schon in frühbyzantinischer Zeit. Im Westen hat wohl erst Karl d. Gr. sich diesen beigelegt, der viel urtümlicheren, wesentlich die Zustände der Völkerwanderung festhaltenden Merowingerzeit galt er als fremd, unvölkisch. Seit Karls Erneuerung der alten Kaiserwürde tritt, im Zusammenhang mit der ganzen, von der des Ostens so verschiedenen Entwicklung, der Einfluß des geistlichen Wesens auch bei diesem Hauptabzeichen immer mächtiger und bestimmender hervor. Der römische Pontifex krönt nicht nur,

er verleiht und spendet auch gelegentlich die Krone, wie das von Heinrich IV. berichtet wird.

In den Gewändern, mit denen der Erwählte bekleidet wird, drückt sich die Erinnerung an die geistliche Stufenleiter: Diakon, Priester und Bischof aus, die Mitra des Bischofs wird ihm auf das Haupt gesetzt, und erst über diese die kaiserliche Krone, so zwar, daß die Spitzen der ersten, durch den Bügel getrennt, aus dem Kronreifen hervorragen. Erst durch diese Verbindung der geistlichen Mitra mit dem weltlichen Kronreif wird die Königskrone zu dem einzigen Sinnbild der Kaiserwürde, so wie der römische König, dessen Abzeichen von ihm selbst nach Rom gebracht werden, zum römischen Kaiser wird. Damit ist die vorbildliche Form der Kaiserkrone festgelegt, wie sie in zahlreichen Siegeldarstellungen namentlich des XIV. und XV. Jahrhunderts völlig ausgebildet und ständig erscheint, und wie sie im Zusammenhang damit, in starrem Stoff nachgebildet, die bekannte Form ihrer Erneuerung, der sogenannten österreichischen Hauskrone, — später zur Krone der ehemaligen Monarchie geworden — bestimmt. Die im späten Mittelalter wieder verschwindenden altertümlich orientalischen Gehänge gehören zu der älteren, u. a. bei Lothar III. deutlichen Erscheinungsform der hohen Insignie.

Dieser älteren Entwicklung gehört auch ein zweites, später auffallend zurücktretendes Hoheitszeichen an, die Königslanze, der Speer. Er ist das eigentliche germanische Königszeichen, seine Überreichung gilt als Sinnbild der übernommenen Herrschaft, und so erscheint er noch auf merowingischen und karolingischen Münz- und Siegelbildern. Dem Empfinden der klassischen Zeit scheint er im Grunde fremd; das merkwürdige Reiterbild des großen Theoderich, das der Frankenkönig Karl aus Ravenna entführen und vor seiner Pfalz zu Aachen aufstellen ließ, schwang in altgermanischer Weise den Speer, obgleich es im übrigen ebenso völlig von römischer Art und Kunst abhängig war wie das Grabmal des Gotenherrschers in Ravenna. Speer und Schild sind eben die unumgänglichen Merkzeichen des germanischen Königs und die «Schilderhebung», die in unserer Schriftsprache noch ein dürftiges Dasein führt,

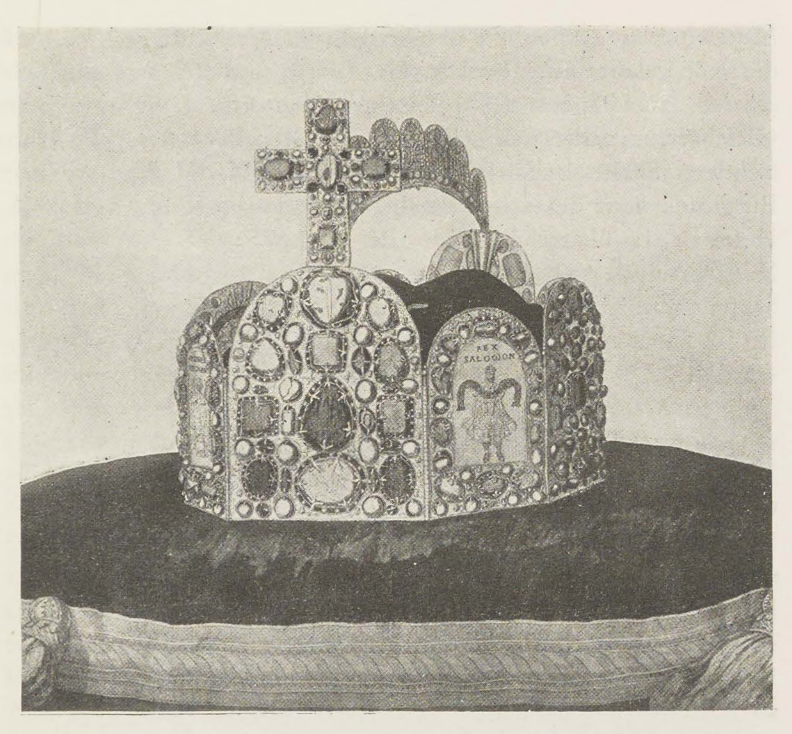


Abb. 2. Aus Delsenbachs Stichen (Reichskleinodien, Tafel I).

verschwindet erst mit dem IV. Jahrhundert. Auf dem berühmten Mosaik des Laterans hält Karl d. Gr. die Fahnenlanze. Dann aber erscheint schon unter Heinrich I. die heilige Lanze (lancea sacra) als Reichswahrzeichen. Hier tritt ihre geistliche Bedeutung zu Tage, die eine merkwürdige Entwicklung durchgemacht hat. Das frühe Mittelalter sieht in ihr die Lanze der Passion. Ihre ältesten Spuren führen nach dem Morgenland, sie findet sich in den Kirchenschätzen von Jerusalem und Konstantinopel, dann, als Beutestück der Kreuzfahrer, in Paris. Andere Beispiele erscheinen nicht nur im armenischen Kloster Etschmiadzin, sondern auch im Stifte Melk, als Stiftung des Markgrafen Ernst, und im Domschatz von Krakau. Alles das steht mit der Legende vom heiligen Kreuze, der frommen Sage von Sankt Helena und Kaiser Konstantinus, wie sie das frühe

Mittelalter ausgesponnen hat, in engster Verbindung; so wird die Königslanze, die Karl d. Gr. führte und die man ihm zu=schrieb, zum Speer des römischen Legionärs Longinus; eine Gleichsetzung, die sich schon bei Schriftstellern des XII. Jahr=hunderts findet. Im alten Sinne als Wahrbild der Abhängigkeit Burgunds vom deutschen Reiche durch dessen König Rudolf II. Heinrich I. überreicht (wie der Longobarde Liutprand im X. Jahrhundert berichtet), ist sie, gleichwohl schon vom Schimmer des Wunderbaren und Heiligen umwittert, zur heiligen Lanze geworden. Nun begegnen wir aber einer merk=würdigen Umdeutung. Sie verbindet sich mit der Legende des heiligen Mauritius, jenes Führers der thebanischen Legion, der unter Diokletian den Tod des Blutzeugen erlitt und in märchen=haft fremder Gestalt durch ein berühmtes Bild des Meisters Grünewald in unserer Vorstellung lebt. St. Mauritius ist der Hauptheilige des alten Burgund; Otto I. hat seinen Körper nach Magdeburg gebracht; seit Heinrich II. ist er einer der Reichsschützer, und am Mauritiusaltare der alten Petersbasilika in Rom, erhält der römisch=deutsche Kaiser die Salbung. Jene Burgunderlanze ist aber von dem schon genannten Liutprand so ausführlich und genau geschildert worden, daß über ihre Gestalt kein Zweifel sein kann; mit der sogenannten Mauritius=lanze der Nürnberger Reichskleinodien stimmt sie nicht über=ein, wohl aber mit der alten polnischen Königslanze in Krakau, die möglicherweise als eine Nachbildung anzusehen ist. Freilich berichten polnische Geschichtsquellen des XI. und XII. Jahr=hunderts, daß Otto III. Herzog Boleslav von Polen die Mau=ritiuslanze und einen Kreuznagel verehrt habe. Dann wäre also die Krakauer Lanze als die verschollene deutsche Königs=lanze anzusehen. Jedenfalls wurde diese durch eine andere er=setzt, die durch Alter und merkwürdige Geschichte nicht we=niger bedeutungsvoll ist.

Im späten Mittelalter ist der ursprüngliche staatsrechtliche Grundzug des Königsspeeres immer mehr zurückgetreten und verdunkelt worden. Dieser Werdegang findet sein Ende in der für die Reichskleinodien überhaupt so bedeutsamen Zeit des Luxemburgers Karl IV. mit ihren gänzlich veränderten An=

schauungen; der kirchliche Charakter tritt vollkommen in den Vordergrund. Ihres Schaftes beraubt, wird die Lanze schon seit Heinrichs III. Tagen zum reinen Heiltum; enthält sie doch einen Nagel vom Kreuze Christi. Der merkwürdige Reliquiensammler Karl IV. hat von Innocenz VI. die Einsetzung eines eigenen Festes: SS. Lanceae et clavorum Domini nostri erreicht,

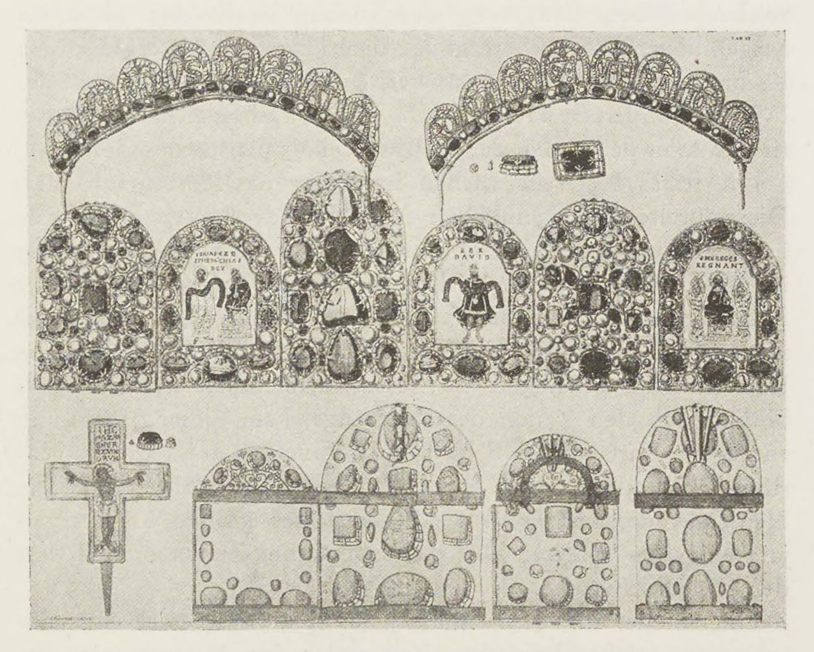


Abb. 3. Delsenbach, Tafel II.

das im römischen Brevier als bewegliches Fest auf den Freitag nach dem ersten Fastensonntag angesetzt ist. Das alte Königszeichen ist damit völlig und endgültig zur «Reichsreliquie» geworden.

Auch in unserer landläufigen Vorstellung ist ja der Gedanke der Herrschermacht längst nicht mehr mit dem Königsspeer, sondern außer der Krone mit zwei anderen Symbolen, Szepter und Reichsapfel, verwachsen. Der erstere, ebenfalls längst seiner ursprünglichen kriegerischen Vergangenheit, als Lanzenschaft, entfremdet, gehört als Stab des geistlichen Zere-

monienmeisters zum byzantinischen Krönungswesen und erscheint hier als Sinnbild des Bekenntnisses zur Rechtgläubigkeit, ebenso wie der Kaiser des Westens als «defensor fidei» ausgerufen wird. Und in der römischen Krönungsordnung hat der «Stab der Macht und Gerechtigkeit» gleichfalls seine feste Rolle. Der Reichsapfel endlich ist ein uraltes Herrscherwahrzeichen, dessen Bedeutung durchsichtig genug ist; in seiner ausgebildeten Form, überragt von dem über die Erde obsiegenden Kreuz, erscheint er schon bei den römischen Kaisern des IV. Jahrhunderts. Heinrich II. erhält nach gleichzeitigen Berichten samt der Krone den Reichsapfel als päpstliches Geschenk.

Ein festes Herrscherzeichen ist ferner das Reichsschwert. Dieses uralte und eigentlichste Abzeichen der Imperatorenwürde in ihrem ursprünglichsten Sinn erhält auch eine Umbiegung ins Christliche und Kirchliche. Es wird dem Kaiser bei der Krönung in St. Peter überreicht und soll ihn stets daran erinnern, daß ihm die Verteidigung der Kirche obliege. Die Romantik der «chansons de geste», namentlich in ihrer Ausbildung seit den Zeiten der Kreuzzüge, kam dieser Auffassung entgegen; Karls d. Gr. Schwert «La Joyeuse» trägt diesen echt rittermäßig klingenden Namen, weil es den Sieg über die Heiden verkörpert; und als Schwert des großen Kaisers galt ja wenigstens späterer Zeit das sogenannte Zeremonienschwert der Kaiserkleinodien.

Eine Stelle für sich nimmt das Reichskreuz ein, das schon in spätkarolingischer Zeit unter den Wahrzeichen des Reiches vorkommt. Es enthält ein Teilchen vom Kreuze Christi und ist das wahre Panier des «heiligen» römischen Reiches. Wie die weitverbreitete Kreuzessage aus dem Osten stammt, mit der Legende der heiligen Helena verbunden ist, so spielt die Kreuzpartikel auch im byzantinischen Reich ihre Rolle: der Kaiser trägt sie bei der Krönungsfeier. Das Reichskreuz hat später noch die vornehmsten Reliquien des Reiches in sich aufgenommen, den einstigen Königsspeer als Passionslanze und zugleich als Reliquiar des Nagels Christi, das Armbein der heiligen Kunigunde (später St. Anna zugeschrieben) und den Zahn Johannis des Täufers, die alle schon in dem ältesten

Verzeichnis der Reichskleinodien erwähnt werden. An diesen Heiltumsbehälter schließen sich die übrigen Reliquiare, unter denen die merkwürdige uralte «Bursa» des heiligen Stephanus, eines der Aachener Kleinode, den vornehmsten Rang behauptet, als notwendiges Zubehör der Krönungsfeier.

Der geistliche Einschlag tritt endlich auch in den Kaisergewändern deutlich hervor. Sie haben durchaus kirchliche Form und Bedeutung; von der bischöflichen Mitra bis zu der Kaiserdalmatika, dem Amtskleid des Diakons, der priesterlichen Alba, der Stola, dem Kaisermantel, der die Form des «Pluviale» hat, und den roten Kaisersandalen. Diese Tracht ist völlig priesterlich und bewahrt ebenso das Gepräge spätantiker Gewandung wie die Priesterkleidung überhaupt bis zum heutigen Tage.

## Zweites Kapitel

# ÄUSSERE GESCHICHTE DER REICHS-KLEINODIEN

In den ältesten Aufzeichnungen über die Reichskleinodien, tritt bezeichnenderweise die heilige Lanze bedeutend hervor. Auch das Reichskreuz wird schon in fränkischer Zeit erwähnt. Speer, Kreuz und Krone sind auch noch für Walter von der Vogelweide die vornehmsten Wahrzeichen des Reiches.

Allmählich ist jedoch die Herausbildung eines eigentlichen Reichsschatzes zu verfolgen. Freilich sind bei dem Mangel an festen Hofsitzen und dem fortwährenden Wandern von Ort zu Ort, dem auch die Kleinodien folgen mußten, Einbußen und Veränderungen aller Art unvermeidlich gewesen. Erst unter den Hohenstaufen beginnen die Umrisse des Kronschatzes in seiner heutigen Gestalt deutlich zu werden; die feste Burg Trifels in der Rheinpfalz erscheint für einige Zeit als ihr Aufbewahrungsort; ein wohlunterrichteter zeitgenössischer Chronist, Otto von St. Blasien, berichtet ausdrücklich, daß Heinrich VI. nach seiner Krönung zum König von Sizilien (1195) die Schätze Palermos an diesen Hochsitz verbracht habe.

Aus der Stauferzeit datiert auch das älteste erhaltene Verzeichnis der Reichskleinodien; 1246 übergibt nämlich die Kastellanin Ysengard von Falkenstein König Konrad IV., Friedrichs II. Sohn, den Kronschatz, in dem zum erstenmal die Grundlinien des heutigen Bestandes sichtbar werden: die Krone, der Reichsapfel, die zwei Reichsschwerter, die Mauritiuslanze, Kaisermantel, Alba, Stolen, Schuhe, Handschuhe, Gürtel, das Reichskreuz mit den zugehörigen Reliquien der Kreuzpartikel, des Zahnes Johannis d. T. und des Armbeins der heiligen Kunigunde, mit anderem Gerät und Geschmeide. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß hier schon die wertvollen Erwerbungen des staufischen Hauses, die die Normannin Konstanze als Morgengabe Heinrich VI. zugebracht hatte, inbegriffen sind, namentlich die kostbaren Gewänder, die in den Werkstätten von Palermo für

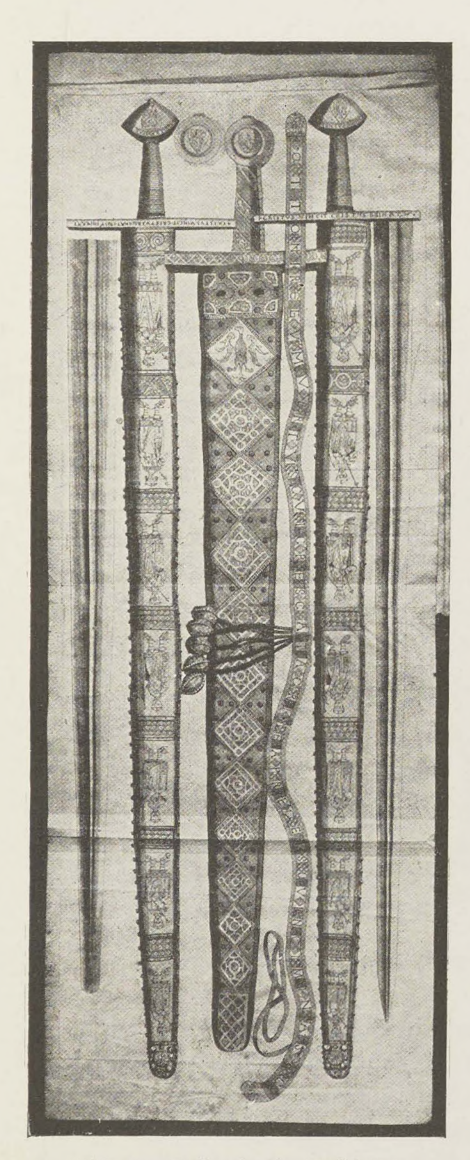


Abb. 4. Delsenbach, Tafel III.

die Normannenkönige Siziliens hergestellt worden waren. Dieser Bestand ist auch durch die unruhigen Zeiten des Zwischenreichs, wie es scheint, nicht wesentlich angetastet worden; es ist sogar manches hinzugekommen.

Eine neue Zeit bricht mit den Luxemburgern an. Aus ihr schreibt sich die zweite, für die Geschichte des Schatzes höchst gewichtige Urkunde her, in der Karl IV. die Kleinodien aus der Hand Ludwigs von Brandenburg, des Sohnes Kaiser Ludwigs des Bayern, am 12. März 1350 in München übernimmt. Der alte Bestand der Hohenstaufenzeit erscheint aufs neue, diesmal deutlicher zu erkennen durch genauere Beschreibung. Nur ist manches verändert, die heilige Lanze mit dem Nagel Christi ist schon dem Reichskreuz einverleibt und heißt nicht mehr Mauritiusspeer, sondern gilt als Passionslanze; dagegen erscheint das eine der Reichsschwerter nach dem alten (eben erwähnten) Reichspatron genannt, das andere bereits auf Karl d. Gr. bezogen.

Ebenso ist die Erinnerung an die alten sizilischen Königsgewänder vergessen oder verwischt; sie werden (Mantel, Alba, Handschuhe) gerade so wie Krone und Reichsapfel auf Karl d. Gr. bezogen. Das Armbein der heiligen Kunigunde hat sich anscheinend in das der heiligen Anna verwandelt, als das es noch heute gilt. Dazu gekommen ist manches Neue, jetzt noch Erhaltene, auch inzwischen Verlorenes, wie vor allem

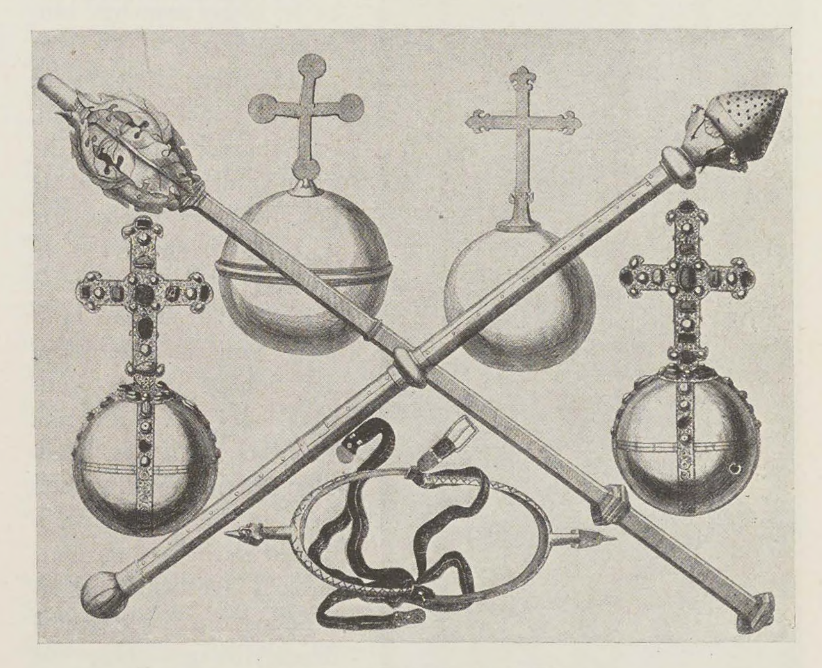


Abb. 5. Delsenbach, Tafel IV.

die schöne Adlerdalmatika mit der einst dazugehörigen «Gugel». Kennzeichnend für Karl IV. ist die durchgängige, vermutlich erst von ihm selbst geprägte Beziehung auf den großen Frankenkönig; der Luxemburger, der seinen ursprünglichen Böhmennamen Wenzel gegen diesen Namensheiligen vertauscht und den alten, seit Jahrhunderten in Vergessenheit gesunkenen Kaisernamen in bewußter Absicht erneuert hatte, war darin den romantisch-mystischen Überlieferungen seiner alten Heimat Frankreich

gefolgt. Jene durchaus willkürliche, aber ungemein bezeichnende Namengebung hat von da an maßgebende Geltung erlangt, obwohl eine wirkliche Beziehung auf Karl d. Gr. höchstens bei der sogenannten Mauritiuslanze möglicherweise in Frage kommt und nur die (hier gar nicht in Betracht zu ziehenden) Aachener Kleinode in karolingische Zeit, vielleicht wirklich in die Nähe Karls hinaufreichen.

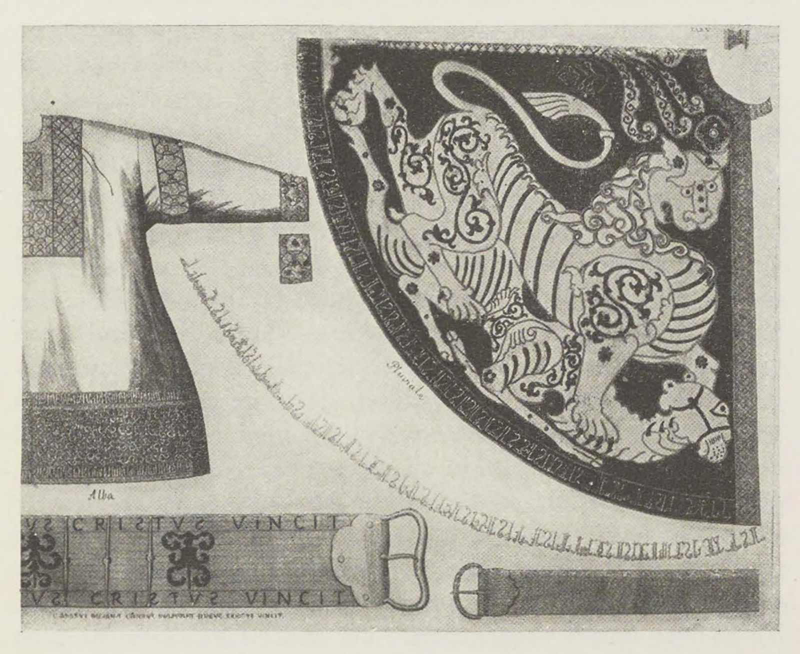



Abb. 6. Delsenbach, Tafel V.

Durch Karl IV. wurde der Schatz nach seiner Residenz Prag verbracht, der Dom zu St. Veit ward sein Hüter. Auch hier fand er indessen noch keine bleibende Stätte. Die Nachfolger, Wenzel und Sigismund, führten ihn nach ihren festen Burgen, Karlstein bei Prag und Wischegrad in Ungarn. Unter dem letzten Luxemburger, eben jenem Sigismund, tritt ein für die Geschichte der Reichskleinode höchst wichtiges Ereignis ein; der jetzt mächtig erstarkte Einfluß der Kurfürsten verlangt, in

Besorgnis um die Schicksale der kostbaren Abzeichen in den stets unruhigen Ostländern, die Übertragung des Schatzes nach der freien Reichsstadt Nürnberg. Der Kaiser hat sich gefügt; im Jahre 1424 langten die Kleinode, — wie dies Endres Tucher ausführlich in seinen Denkbüchern schildert, — dort an, um von da ab, während der vier Jahrhunderte des habsburgischen Kaiserstammes, in der sicheren Obhut der Nürnberger zu verbleiben. Ein ausführliches Verzeichnis (1423/24) ist aus dieser Zeit erhalten. Man ersieht daraus, wie die Sagenbildung fortgeschritten ist. Auch die beiden Dalmatiken, der Gürtel, die Handschuhe, Sandalen, Strümpfe, die Gugel und die Sporen werden jetzt Karl d. Gr. zugeteilt, wovon das Verzeichnis Karls IV. noch nichts wußte.

Ihre Stätte fanden sie im Chor der Heiligengeistkirche, in einem eigens für sie gefertigten Schrein, der noch erhalten ist und ursprünglich, wie dies auch sonst bei Heiltumschreinen vorkommt, schwebend über dem Altar hing, jetzt aber auf diesem steht (Abb. 1). Die alte deutsche Sitte, die Reliquien hervorragender Kirchen an bestimmten Tagen dem Volke von der sogenannten Heiltumstube aus vorzuzeigen, kam nun auch auf die Reichskleinode zur Anwendung, deren geistliches Wesen ja schon längst feststand; sie wurden am vierzehnten Tage nach dem Karfreitag dem zahlreich versammelten Volke öffentlich gezeigt und erklärt, und die Sitte erhielt sich bis zum vollständigen Siege der Reformation in Nürnberg 1523. Doch wurden die Reichskleinodien, wie auch Goethe noch zu berichten weiß, wenigstens nach den Kaiser- und Königskrönungen dem Volke noch immer vorgewiesen. Wie anderwärts, kam die neue Buchdruckerkunst auch hier sehr frühe der starken Nachfrage nach den sogenannten Heiltumsbüchlein, — im Grunde den ältesten volkstümlichen Museumsführern, die wir kennen, — entgegen; das Heiltumsbuch der Reichskleinodien ist zuerst 1487 in Nürnberg gedruckt worden. Noch älter sind Einzelblätter in Holzschnitt, die in ganz volksmäßiger Bänkelsängerweise den Schatz vor Augen führen sollen, Bilderbogen der Art, wie sie auch den Ärmeren zugänglich waren und in Kasten und Truhen geklebt wurden. Als Dürer an die Ausmalung der Schöffenstube im Nürnberger Rathaus ging, machte er für die Gestalt seines

Kaisers Karl eingehende Vorzeichnungen nach den Reichskleinodien, deren Ursprung damals ja längst auf den großen Frankenkönig zurückgeführt wurde. Der Entwurf Kaiser Karls in vollständigem Ornat, getuschte Federzeichnungen der Krone, der Reichsschwerter, des Reichsapfels, des Handschuhs, sind in der Albertina in Wien, in der Kupferstichsammlung zu Pest und in anderen Sammlungen enthalten.

In Nürnberg sind dann ferner nicht nur am Ende des XV. Jahrhunderts die schönen Lederbehälter der Kleinode angefertigt worden, sondern zu Anfang des folgenden Jahrhunderts (1518) auch die beiden Gehäuse der zwei Christusreliquien durch die «Losunger» der Reichsstadt bei einem einheimischen Goldschmied bestellt worden.

Eigene Abgesandte der Stadt Nürnberg hatten nunmehr die Kleinode jedesmal, so oft eine Kaiserkrönung stattfand, zu überbringen, ebenso wie die Abgeordneten von Aachen die ihrigen. Friedrich III. war der letzte deutsche Kaiser, der in Rom gekrönt wurde; mit Ausnahme Karls V., der die Kaiserkrone in Bologna nahm, sind alle Herrscher von da an in Frankfurt a. M. gekrönt worden. Übrigens blieb die freie Reichsstadt nicht immer unangefochten. Schon Friedrich III. hatte die Herausgabe des Reichsschatzes verlangt, sie wurde aber verweigert. Vollends als Nürnberg eine Hochburg des neuen Glaubens wurde, erhob sich auf katholischer Seite Widerspruch dagegen, daß die alten kirchlich geweihten Kleinode und namentlich die Reliquien unter der Obhut ketzerischer Behörden verbleiben sollten. Das Für und Wider rief gelehrte Fehden hervor, Gutachten wurden u. a. auch von der berühmten alten Juristenfakultät in Padua eingefordert, die Stadt verblieb aber dennoch ungekränkt im Genusse ihres Vorrechts. Namentlich das XVII. Jahrhundert weist noch eine überreiche Menge von Schriften und Gegenschriften in dieser Sache auf; der Beginn des geschichtlichen Schrifttums über die Reichskleinodien fällt damit in diesem Zeitalter des Erwachens geschichtlicher Kritik in beiden Lagern zusammen. Natürlich wurden von protestantischer Seite, die zunächst im eigenen Hause stark beteiligt war, die an die Kleinode und Reliquien sich knüpfenden Sagen

einer scharfen, häufig in spitzfindigen Redekampf ausmündenden Wertung unterzogen. Das XVIII. Jahrhundert brachte dieses historisch=politische Schrifttum zum Abschlusse. Zwei Nürnberger Patrizier haben sich auf diesem Gebiete besondere Verdienste erworben, der Ratsherr und «Losunger» Hieronymus Wilhelm Ebner von Eschenbach und der bekannte Kunstforscher, Bibliograph und Antiquar seiner Vaterstadt Christian




Abb. 7. Delsenbach, Tafel VI.

Gottlieb von Murr († 1811). Der erste legte eine reiche geschichtliche Stoffsammlung an und ließ durch den trefflichen Johann Adam Delsenbach († 1765) sämtliche damals noch vorhandene Kleinode auf neun großen Kupfertafeln stechen; sie sind heute durch die Wiedergabe der seither verschwundenen Stücke zu wertvollen unmittelbaren Quellen geworden, freilich auch sehr selten. (Titelbild und Abb. 2—9.) Murr hat dann von 1789 bis 1801 eine ganze Anzahl wichtiger und wertvoller Beschreibungen der Reichskleinode (auch der drei in Aachen

befindlichen) und sonstige Schriften veröffentlicht, die zum guten Teil auf die von Ebner v. Eschenbach gesammelten Unterlagen zurückgehen. Es war gerade vor Abschluß der alten Zeit und der alten Reichsüberlieferung. Schon brauste die französische Revolution heran, in ihrem Gefolge das napoleonische Kaisertum, in dessen Wirbelstürmen das alte Reich ruhm- und klanglos zu Grabe gebracht werden sollte. Die zweite Hälfte des



Abb. 8. Delsenbach, Tafel VII.

XVIII. Jahrhunderts hatte aber noch die letzten Kaiser- und Königskrönungen in Frankfurt gesehen: Franz I. von Lothringen (1745), Josefs II. (1764), Leopolds II. (1790) und Franz II. (1792), der 1806 die zum Schatten gewordene Kaiserwürde niederlegte. Die zweite von diesen, die Josefs II., bekommt für uns besondere Bedeutung dadurch, daß der Knabe Goethe sie mitangesehen und die Jugendeindrücke in seiner Lebensbeschreibung ausführlich wiedergegeben hat (Wahrheit und Dichtung, Buch V); auch er sieht noch den jungen König

mit den Kleinodien «Karls des Großen» angetan. Aber so sehr ihm das Gespensterhafte daran aufgefallen ist, das Gefühl, das die prunkvolle und noch immer so vieles bedeutende Feier in dem jungen Reichsstädter erweckte, der durch Familienüberlieferung dem Regiment der Stadt selbst so nahe stand, bildet einen kennzeichnenden Gegensatz zu der



Abb. 9. Delsenbach, Tafel VIII.

Stimmung eines anderen Zeitgenossen, der die Frankfurter Kaiserkrönung Leopolds II. mitgemacht hat. Es ist das der Ritter von Lang, in dessen Erinnerungen die Luft nüchternster Aufklärung weht: der ganze romantische Prunk der Feier ist für ihn nichts als eine Fratze des «finsteren» Mittelalters.

Wenige Jahre nach der letzten deutschen Kaiserkrönung brach der Wetterschlag des Jahres 1796 herein. Der französische

General Jourdan war mit seinen Truppen in Nürnberg eingerückt und suchte sofort der Reichskleinode habhaft zu werden; der romantische Zauber aus dem Charlemagne-Kreise her wirkte auf die Vorstellung des Franzosen, der seinem großen Imperator diese von tausendjähriger Herrschermacht zeugenden Sinnbilder zu Füßen legen wollte. Aber er fand das Schatzgewölbe der Heiligengeistkirche schon geleert. Der Nürnberger Patrizier v. Haller hatte die Kleinode bereits in einer wenig würdigen, aber durch die Not der Zeiten entschuldbaren Weise, nämlich in einer Mistfuhre versteckt, nach Prag schaffen lassen. Freilich ist dabei eine ganze Anzahl von Stücken, die noch in Delsenbachs Stichen und bei Murr auftreten, verschwunden und nie mehr zum Vorschein gekommen, so vor allem die sogenannte «Gugel» Karls des Großen, die Sporen und die noch aus ottonischer Zeit stammenden Armspangen.

Aber auch in Prag konnten die Kleinode nicht verbleiben. Der Reichstagskommissär Baron Hügel verbrachte sie, als Reisegepäck vermummt, nach seinem Amtssitze Regensburg. Dort blieben sie an der alten Stätte des Reichstagsarchivs verwahrt. Als 1808 auch dieser ehrwürdige Herd des alten Reiches von Napoleon bedroht erschien, wurden sie in Rasten die Donau abwärts geflüchtet, bis sie endlich in Wien einlangten und in der Burg des letzten Herrschers, der die deutsche Kaiserkrone getragen hatte, ihren Ruhehafen fanden. Die alte Zeit war, längst zum Schemen geworden, dahin; Franz II. nahm 1806 das von der Legende des großen Karl umwitterte uralte Hoheitszeichen von seinem Haupte und krönte sich mit der Hauskrone, nunmehr der Österreichs, die sein prunkvoller Ahnherr Rudolf II. hatte verfertigen lassen.

Auch die Aachener Reichskleinode hatten inzwischen ihren Weg aus der einstigen Krönungsstadt nach Wien genommen; 1798 übernahm sie der kaiserliche Abgesandte Graf Westphalen in Paderborn, wohin sie geflüchtet worden waren; 1801 wurden sie auf Anordnung Franz' II. nach Wien übertragen. So waren nunmehr diese Sinnbilder der einstigen Weltmacht in der Stadt vereinigt, der der Name der Kaiserstadt nun in neuer Bedeutung zukam. Aber ihr Aufenthaltsort wurde noch lange

geheim gehalten und erst nach dem Abschlusse der «heiligen Allianz» in Aachen (1818) der Welt offenbar. Seit 1806 hatten sie keine staatsrechtliche Bedeutung mehr, und ihre Aufstellung in der kaiserlichen Schatzkammer brachte sie in die Nähe geschichtlicher Sammelstücke von geringerer Bedeutung und Herkunft.

Sie haben gleichwohl noch einmal eine gewisse öffentliche Rolle gespielt. Zu Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als zum letzten Male eine Neubildung des deutschen Bundes versucht wurde, in den Tagen des Frankfurter Fürstentages von 1863 wurden auf ausdrücklichen Befehl Kaiser Franz Josefs I. die Reichskleinode durch den Domherrn Bock aus Aachen veröffentlicht, als Großband gewaltigsten Maßes, mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit, des Gegenstandes würdig, ausgestattet, eines der kostbarsten und schon äußerlich riesenhaftesten Druckwerke, das jemals erschienen ist. Die k. k. Hof- und Staatsdruckerei lieferte die farbigen Steindrucktafeln, die zu dem Besten gehören, das überhaupt auf diesem Gebiete geleistet worden ist, und noch heute einen Ehrenplatz behaupten; es wurden keine Kosten gescheut, um ein wirklich denkmalmäßiges, freilich nur ganz wenigen bevorzugten Stellen zugängliches Werk zu schaffen. Gewidmet ist es der Majestät Kaiser Franz Josefs I.

Mit der Errichtung des Deutschen Reiches 1870 wurde die Aufmerksamkeit abermals auf die alten Reichskleinode gelenkt; gerade vom Standpunkte des neuen Staatsgedankens aus wurde aber damals jeder Gedanken an eine Vermengung des Gedankens der alten Weltherrschaft mit dem neuen, auf völkischer Grundlage ruhenden Kaisertum in der Öffentlichkeit abgewiesen. Die Reichskleinode sind seit dem Jahre 1806, mit dem ihre eigentliche Geschichte abschließt, geschichtliche Denkmäler einer toten Vergangenheit, die mit den neuen Staatszielen nichts mehr gemein haben, vollends heute, wo die drei vornehmsten Gewalten des europäischen Herrschertums hinweggefegt sind und das ins Innerste getroffene deutsche Volk vor den Pforten einer noch unentschleierten Zukunft steht.

# Drittes Kapitel

## 1. Frühes Mittelalter

### Die karolingisch-ottonische Gruppe

Obwohl, wie früher gezeigt wurde, die Beziehung des Kaiserschmucks auf Karl d. Gr., wie es scheint, ein persönlichstes Erzeugnis des Luxemburgers Karl IV. ist, und vor ihm davon noch nicht die Rede ist, so sind trotzdem Stücke karolingischer Herkunft heute noch im Kronschatz zu finden; sie entstammen freilich, mit einer merkwürdigen Ausnahme, nicht den Nürnberger Kleinodien, vielmehr sind es jene Stücke, die erst in Wien mit den alten Krönungsabzeichen vereinigt worden sind, neben und mit denen sie freilich immer eine wesentliche Rolle gespielt haben: die drei Reliquien aus Karls Aachener Pfalz. Auch von ihnen läßt sich nur eines in eine gewisse Beziehung zu dem großen Kaiser, mindestens in seine zeitliche Nähe selbst bringen.

Es ist das berühmte, nach Karl d. Gr. genannte Evangelienbuch der Schatzkammer, auf dem (und zwar auf dem ersten Blatte des Johannesevangeliums) der Kaiser den Krönungseid ablegte, Daß es bei der später ganz in den Nebel der Sage gerückten Eröffnung der Gruft Karls durch Otto III. auf den Knien des thronenden Leichnams gefunden worden sei, ist nun freilich nichts als eine abenteuerliche Fabel, deren romantischer Zauber vor der nüchternen Bewertung der Quellen zerflattert, so sehr dieser auch auf die künstlerische Einbildungskraft, auch der Gegenwart noch, eingewirkt hat. Der karolingische Ursprung der ehrwürdigen Handschrift findet also daran keine Stütze; dagegen tritt hier die stilgeschichtliche Betrachtung, als allein zuständig, in ihre Rechte. Der mit höchster Pracht ausgestattete Purpurband gehört zu den Kleinoden der karolingischen Handschriftenmalerei und hat deshalb eine ganze Literatur hervorgerufen. Zu einer endgültigen Lösung der Frage ist man indessen noch nicht gelangt. Die ältere, lange als sicher angesehene Zuweisung an eine in Karls unmittelbarer

Nähe wirkende «Palastschule» zu Aachen gilt heute als abgetan; auch der mit starken Gründen gestützte Versuch, die kostbare Handschrift der Schule von Rheims und der Zeit von Karls Nachfolger Ludwig des Frommen zu geben, hat nicht allgemein Erfolg gehabt. Die Aufgabe wird erst zu lösen sein, wenn der gesamte Stoff der karolingischen Handschriften bearbeitet sein wird; heute kann nur mit aller Vorsicht gesagt werden, daß manches nach dem östlichen Oberitalien (und darüber hinaus nach dem griechischen Osten) weist und ein Zusammenhang dieses ganz einzig dastehenden und wie es scheint, auch vereinzelten Denkmals mit der merkwürdigen byzantinischen «Wiederauflebung» des IX. Jahrhunderts nicht ausgeschlossen ist.



Abb. 10 a.

Evangelistenbild aus dem Reichsevangeliar.

Die antike Überlieferung ist tatsächlich schon in dem Äußern der Handschrift zu erkennen. Sie ist einer jener Purpurbände in Goldschrift auf tiefviolettem Grund, wie sie seit dem späten Altertum das Muster des Bilderbuches in der von da ab geläufigen Form, für vornehmste Kreise bestimmt, darstellen. Die einzigen figürlichen Darstellungen, Vollbilder der Evangelisten, vor jedes Evangelium gesetzt (Abb. 10), schließen sich durchaus an die alte Formel des Verfasserbildnisses an und sind auch noch völlig im Sinne

des antiken Bildes gehalten, mit seiner eigentümlich bestimmten Raumentfaltung und der scharf gegenständlichen Durchbildung von Körper und Gewand. Die weitere Entwicklung führt ja zu völlig entgegengesetzten Zielen des Nordens, die in den gotischen Linienstil mit seiner ausgeprägten Innerlichkeit ausmünden.

Wie der Bilderschmuck des Wiener Evangelienbuches die große karolingische Fermate in dieser Entwicklung vor Augen führt, so bringt uns das kostbare Gehäuse der Handschrift über Jahrhunderte hinweg zu dem Schlußabschnitt dieses Werdegangs, in dem das Raumbild antiker Art über die mittelalterliche Entwicklung hinüber, auf dem Umwege über Italien und Frankreich, von neuem auf die nordländische Kunst zu wirken begonnen hatte. Dieser in vergoldetem Silber getriebene Einband ist wirklich ein vollendetes Probestück deutscher Goldschmiedekunst in der letzten und reichsten Entfaltung der Spätgotik. Dargestellt ist Gottvater unter dem Bilde des Weltkaisers, mit der Tiarakrone; es ist bezeichnend, daß noch bei dem sonst so behutsamen Murr die alte Legendenvorstellung so stark mitwirkt, daß er hier Karl d. Gr. selbst zu sehen meint. Ein herrlicher großer Saphir bildet die Brustzier; Edelsteine sind auch sonst als



Abb. 10b.

Evangelistenbild aus dem Reichsevangeliar.

Schmuck verwendet. Das Aachener Beschauzeichen (der ein=köpfige Adler) läßt keinen Zweifel an der Herkunft aus der Stadt Karls d. Gr. selbst aufkommen; die nicht ganz deut=lichen Goldschmiedemarken werden auf den Aachener Gold=schmied Hans von Reutlingen bezogen, der 1497—1522 urkundlich als kaiserlicher Siegelschneider im Dienste Maxi=milians I. erscheint und von dem das Münster in Aachen noch andere Arbeiten bewahrt (Abb. 11).

An zweiter Stelle haben wir zu nennen den höchst merk=würdigen Schrein des heiligen Stephanus, gefüllt mit der vom Blute des Erzmärtyrers getränkten Erde und Resten seiner Ge=beine; bei der Krönung wurde er auf den Altar gestellt (Abb. 12). Ob er zu den Heiltümern gehört, die Karl d. Gr. nach dem Berichte eines ihm so nahe stehenden Zeitgenossen wie Angil=bert mit nicht minderem Eifer sammelte als sein gleichnamiger Nachfahre, ist natürlich nicht auszumachen. Die Nachricht jedoch, die noch in neuester kunstgeschichtlicher Literatur gläubig hingenommen wird, bei der Eröffnung der Karlsgruft sei eine goldene «Pilgertasche» bei der Leiche gefunden worden, geht auf die verdächtigen Fabeln späterer Quellen zurück, von denen früher die Rede war, und kann nicht als Ursprungs=zeugnis verwendet werden. Dagegen gibt uns das Reliquiar durch seine äußere Form und seinen Stil unzweideutige Ant=wort, daß es wirklich noch in karolingische Zeit gehört. Die taschenförmige Gestalt der «bursa», als Nachahmung der Pilger=tasche, ist für diese Zeit besonders kennzeichnend. Der Körper ist aus Goldblech, die Vorderseite übersät von gemugelten Edelsteinen in einfachen Fassungen, unter denen sich übrigens auch eine merkwürdige Gemme «barbarischen» Stils befindet. Der Zierschmuck der Bursa, die Gestaltung und Anordnung der Edelsteine auf einem Grunde, der ein Streumuster von rohen Dreiblättern zeigt, ist der Antike gegenüber allerdings ebenso als «barbarisch» anzusprechen wie die Form des Be=hälters selbst.

Sehr merkwürdig sind die Schmalseiten (Abb. 12 a). Hier er=scheinen Rundbilder, von einem gepunzten Kranz umgeben, und über Modeln gepreßt. Die Darstellungen wiederholen sich regel=



Abb. 11. Einbanddeckel des Reichsevangeliars.

mäßig: ein Fischer, ein Vogelsteller, ein Reiter, der einen Fal⸗ken(?) auf der Faust hält, ein mit Bogen und Pfeil bewaffneter Racheengel in ziervoller Stilisierung und mit der Umschrift: Malis Vindicta. Die ersten dieser Darstellungen, die übrigens der Bestimmung des Reliquiars durchaus fremd und ursprüng⸗

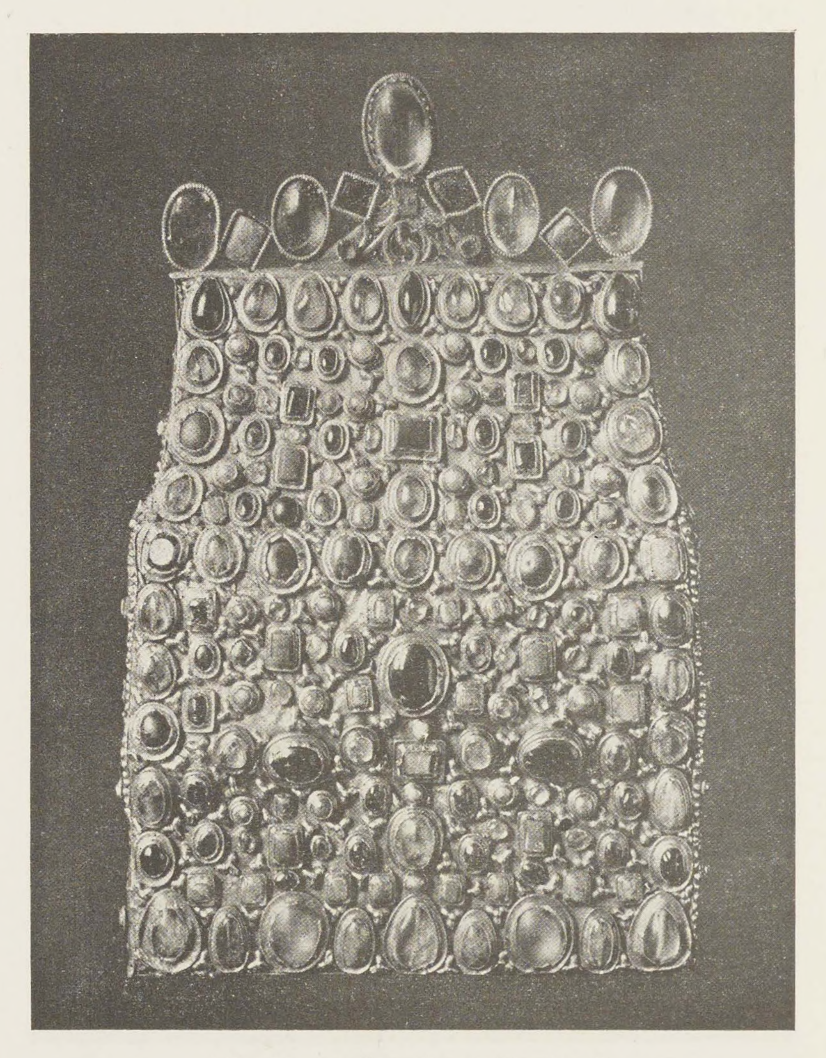


Abb. 12. Stephanusbursa, Vorderseite.

lich für eine andere Verwendung gedacht sein mögen, weisen auf die spätgriechische Schäferwelt zurück, und sind wohl auf dem Umwege über die frühbyzantinische Kunst in das Abendland gelangt.

Der Schrein ist nicht frei von späteren Zusätzen. Die Rückseite scheint ein merkwürdiger Versuch des XVIII. Jahrhunderts

zu sein, sich in seiner Weise der mittelalterlichen Formensprache anzupassen.

Der karolingische Ursprung der Bursa ist durch verwandte Stücke, wie vor allem das Wittekindreliquiar aus Enger bei Herford (im Berliner Kunstgewerbemuseum) zu belegen. Am nächsten dürfte ihm in Form und Verzierung eine Bursa im Schatz von Monza stehen, die eine Zahnreliquie des Täufers enthält. Was ihr Alter anbelangt, so sind die verschiedensten Ansätze vom VI. bis ins XI. Jahrhundert versucht worden; am wahrscheinlichsten erscheint jedoch die Zuweisung in Berengars I. Zeit (888 b. 924), der vieles nach Monza gestiftet hat. Die Racheengel der Runde auf dem Wiener Stück erinnern übrigens stark an den berühmten Altarvorsatz von St. Ambrogio in Mailand, ein Werk des Meisters Wolvinius von 835, und lombardischer Ursprung des Ganzen scheint in der Tat nicht ausgeschlossen zu sein.

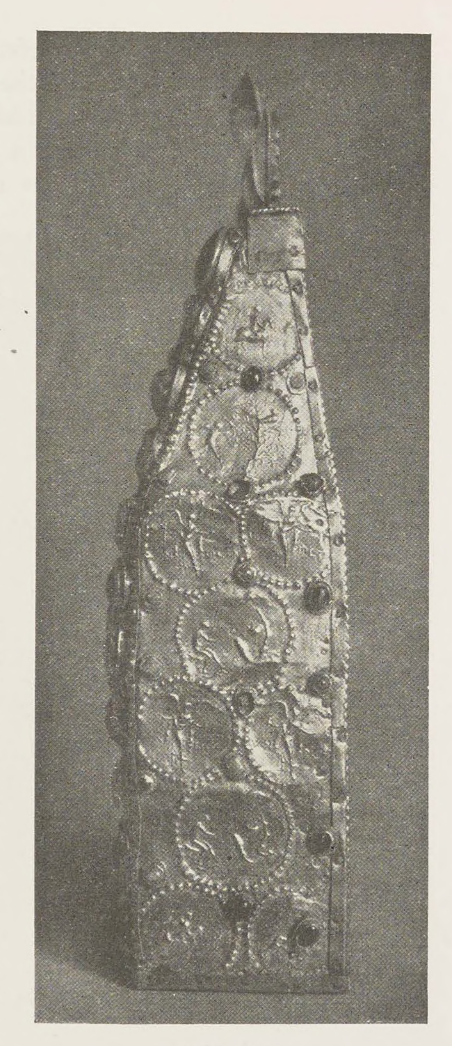


Abb. 12a.
Stephanusbursa, Seitenteil.

Die dritte Aachener Reliquie ist der sogenannte Säbel Karls d. Gr. (Abb. 13), der bei der Krönung dem Kaiser mit den Worten: «Empfange das Schwert durch die Hand der Bischöfe» überreicht wurde, und mit dem er die Feierlichkeit des Ritterschlages auszuführen hatte

3*

Auch an ihm hängt eine Überlieferung, die ihn auf den großen Karl zurückführt. Die vermutliche Quelle dafür ist aber wohl die gleiche trübe wie in den früheren Fällen; Karl der Große soll nämlich «mit einem goldenen Schwert umgürtet» beigesetzt worden sein. In den Chansons de geste aus dem Karlkreise spielt übrigens ein Schwert des Attila, das einst gar eines des Mars gewesen sein soll, eine Rolle. Die zuerst von Murr ausgesprochene Vermutung, der Säbel stamme aus jenen Geschenken Harun-al-Raschids an Karl, von denen schon Einhard in allgemeinen Ausdrücken berichtet, ist natürlich ebenso haltlos.



Abb. 13a.
Scheide des sog. Säbels Karls d. Gr.

Tatsächlich liegt jedoch eine altorientalische Waffe vor, merkwürdig genug für ein bei der Krönung des «defensor fidei» verwendetes Abzeichen, so daß man schon nach einer besonderen Erklärung dafür suchen möchte, wie sie eben in jener sagenhaften Verbindung mit Karl gegeben ist; und in der Tat erscheint es aus inneren Gründen nicht unmöglich, sie in karolingische Zeit zurückzuführen. Schon die ganze Gestalt der Waffe ist so eigentümlich und bedeutend, daß sie längst die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Es ist die Form des, wie man meint, auf indisch-persisches Altertum zurückgehenden Krummsäbels, den Griechen und Römer mit einem persischen Lehnwort acinaces genannt zu haben scheinen.

Die Wirkungsart der Waffe ist höchst nachdrücklich; sie ergibt sich aus der eigentümlichen Gestalt der Klinge im Verein mit dem bezeichnenden schrägen, trefflich in die Faust fallenden Griff. Diese geschwungene Klinge wirkt also ganz anders als die gerade, die das abendländische Europa allezeit bevorzugt hat, nicht hauend (hackend) oder stechend, sondern zügig schneidend. Es war unter diesen Umständen mög=lich, sie viel leichter und kürzer zu halten als jene zum Teil sehr plumpen Schwerter, und das Bestreben der gerühmten arabischen Klingen=schmiede bewegte sich immer ausge=klügelter in dieser Richtung. Daß dem frühen Mittelalter die Gestalt dieser Waffe wohl bekannt war, zeigt der Aus=druck «Hunnen=schwert» (gladius huniscus) bei einem Schriftsteller der Karolingerzeit, Alcuin; man hatte Gelegenheit genug gehabt, sie bei den mongolischen Reitervölkern kennen zu lernen. Auch auf die Verwandtschaft des Aachener Säbels mit den in ungarischen Gräbern der Frühzeit (aus der sogenannten «Landnahme») ge=hobenen Krummsäbeln ist hingewiesen worden. Doch kommt vor allem der Stil des Zierschmucks in Betracht. Freilich wird sich eine sichere Zeitbestimmung erst auf Grundlage des ge=

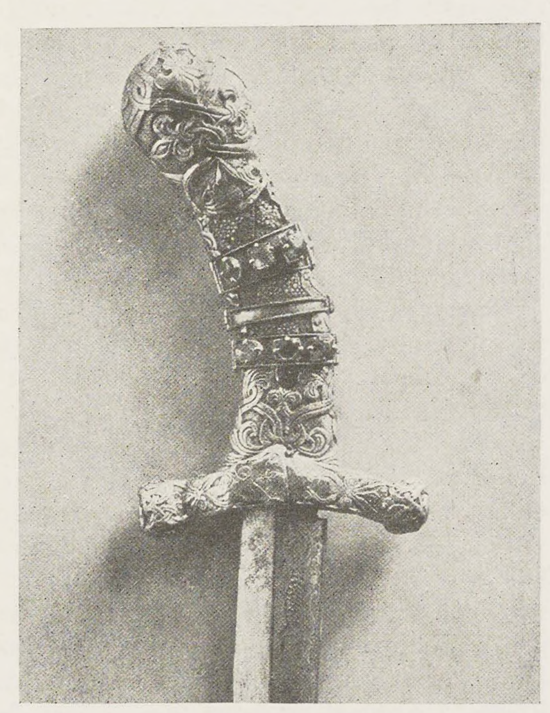


Abb. 13b.

Griff und Klinge des sog. Säbels Karls d. Gr.

samten, übrigens ziemlich spärlichen Stoffes ermöglichen lassen. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß der Säbel wirklich noch in eine Zeit gehört, die von der des großen Karl nicht allzuweit entfernt ist. Die Goldbeschläge der schwarzledernen Scheide zeigen tatsächlich, wie der Griff, ein sehr altertümliches, der Spätantike, namentlich auf neupersischem Boden, noch so nahe stehendes Gepräge, daß sie sehr wohl in die Frühzeit der sarazenischen Kunst gehören könnten. Nicht minder merkwürdig ist die schöne goldtauschierte Klinge, deren wundersame, abenteuerlichen Insekten gleichende Drachenbänder fast an ostasiatische Gebilde erinnern. Der mit einer Fischhaut überzogene Griff — auch ein kennzeichnendes Merkmal — ist noch im Mittelalter, weil geborsten, durch drei mit Edelsteinen besetzte Bänder gefestigt worden. (Fig. 13b.)

Unter den ehemaligen Nürnberger Kleinoden ist die heilige Lanze ohne Zweifel das älteste Stück und vielleicht das einzige, das in einiger Wahrscheinlichkeit mit Karl d. Gr. selbst verbunden werden darf (Abb. 14). Über die geschichtliche Entwicklung, die das alte Königszeichen durchgemacht hat, wurde früher ausführlich gesprochen; auch darüber, wie es schließlich unter eigentümlichem Bedeutungswandel zum reinen Heiltum ward und im Reichskreuz seine endgültige Stätte fand. Ebenfalls ist erörtert worden daß die älteste heilige Lanze, die Liutprand mit ihren kennzeichnenden «fensterförmigen» Durchbrechungen genau beschreibt, und als deren Abkömmling die Krakauer Lanze anzusehen ist, nicht mehr in unserem Stücke vorliegen kann. Ursprünglich haftet der Name des Mauritiusspeers, vielleicht mit besserem Recht, an jenem alten Kleinod burgundischer Herkunft; nunmehr erscheint er aber auch bei dem heute vorliegenden, ganz anders gestalteten Stück, in einer von Heinrich III. herrührenden Inschrift desselben, und ebenso noch im Verzeichnis von Trifels (1246). Im folgenden Jahrhundert vollzieht sich aber hier jener Bedeutungswandel. Freilich hatte auch Liutprand schon die echte alte «Mauritiuslanze» (der er ausdrücklich diesen Namen gibt) weiter auf Konstantin d. Gr. zurückgeführt. Damit gelangen wir schon in das Gebiet der Legende vom heiligen Kreuze; St. Helena hat ja in Jerusalem

das Kreuz, die Nä- gel und die Lanze der Passion aufgefunden. Tatsächlich ist nun der Name des heiligen Mauritius in der Übergabsurkunde an Karl IV. von 1350, die ja überhaupt so merkwürdige Verschiebungen aufweist, nicht mehr vorhanden; er heftet sich hier dagegen an das eine der beiden Reichsschwerter. Die Lanze erscheint nunmehr als das Werkzeug des Leidens Christi, wie es in der Longinussage auftritt; und als solches wurde es auch von dem «Rufer» bei der Heiltumfahrt dem Volke erklärt, nach Ausweis des Nürnberger Heiltumsbüchleins. In das Wesen der frommen Sagenbildung sehen wir noch deutlicher hinein, wenn hier das Band, von dem das Stichblatt umschlossen wird als Marke gedeutet wird,

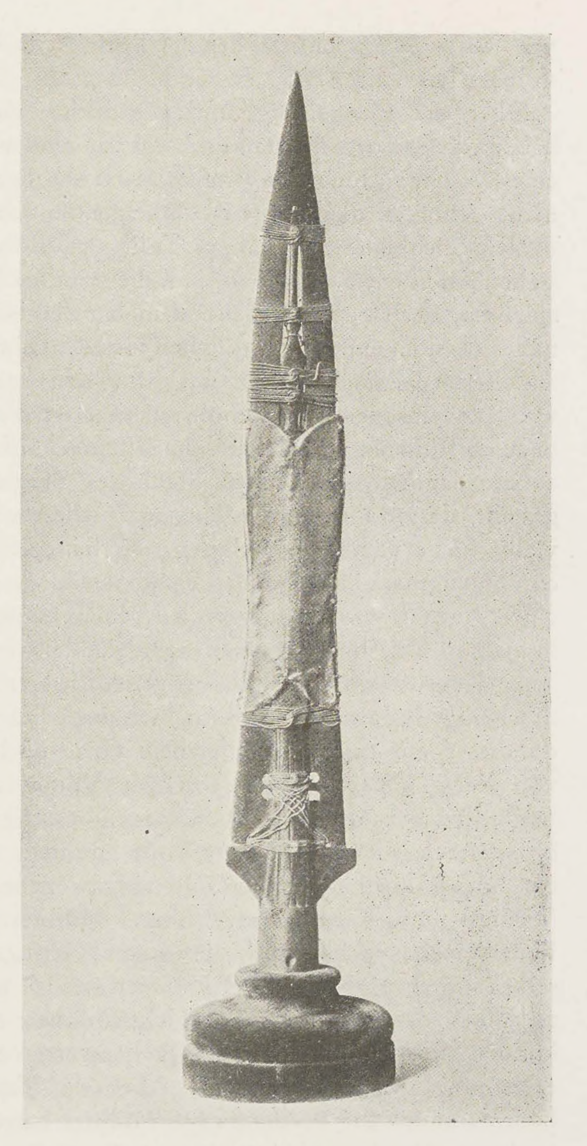


Abb. 14. Die heilige Lanze.

wie weit das Eisen in den heiligen Leib des Herrn einge=
drungen sei.

Über die Herstellung und Geschichte der heiligen Lanze haben die scharfsinnigen und eindringenden Untersuchungen eines Wiener Fachmannes, Prof. A. Müllner, neues überraschendes Licht gebreitet. Zunächst ist die eigentümliche Form des spitz=
ovalen Stichblattes mit langer Tülle, an die die senkrecht auf=
stehenden Flügel angestoßen sind, die ständige Form des «Knebel=
spießes», der in dieser Weise dem karolingischen Zeitalter und nur diesem eigen ist, ursprünglich vielleicht eine Jagdwaffe, deren auffallender «Knebel» sich noch bei den spätern «Saufedern» und Schweinsdegen wiederholt. Ferner ist dieses Stichblatt aus dem im früheren Mittelalter sehr seltenen und wertvollen, daher außerordentlich geschätzten Stahl des Siegener Landes her=
gestellt, dessen Gruben das einzige zu diesem Zwecke taugliche, vielberufene «Stahlerz» lieferten. Es handelt sich hier also um ein Erzeugnis niederrheinischer Werkstätten, und die noch in einer Anzahl von Proben vorhandenen Flügellanzen des karo=
lingischen Zeitalters scheinen ausschließlich in den Hauptorten jener Gegend, wie Köln, verfertigt worden zu sein. Der Name des heiligen Mauritius gewinnt hier noch besondere Bedeutung, da dieser am ganzen Niederrhein ebenso wie seine Genossen von der Thebanischen Legion (St. Viktor, St. Gereon usw.) besondere Verehrung genoß. Bevor die steirischen Erzberge — im späteren Mittelalter — ihre Rolle antraten, war nun der Stahl ein höchst kostbarer, mit Gold aufgewogener Besitz und nur Wenigen und Großen erreichbar. Müllner trägt sogar kein Bedenken, das seltene Stück auf niemand Geringeren als Karl d. Gr. selbst zurückzuführen. Hier kommen freilich nur Gefühlsgründe zu Wort, denen wir als Geschichtsforscher, solange nicht Ur=
kunden von unmittelbarem Quellenwert vorliegen, die An=
erkennung versagen müssen. Aber das Ergebnis ist höchst bedeutend für die Bestimmung. Müllner hat die seltsame Form, in der das Stück erscheint, einer weiteren, sogar durch Versuche gestützten Prüfung unterzogen und ist zu ganz neuen, gesicherten Ergebnissen gelangt. Schon im frühen Mittelalter wurde nämlich aus der Fläche des Stichblattes ein spitzovales Stück heraus=

gestemmt, um in der entstandenen Öffnung für das Heiltum des Nagels Christi Platz zu schaffen; die Rücksicht auf die verehrte Waffe des Reichsschützers Mauritius gebot, die so gewonnenen Bruchstücke zu bewahren, sie wurden also in recht ungefüger Weise zu beiden Seiten der Tülle, oberhalb des Knebels, angestückt und mit dieser durch Silberdraht verbunden. So entstand die merkwürdige, die ursprüngliche und kennzeichnende Form der karolingischen Flügellanze verwischende heutige Gestalt, die den älteren Beschreibern stets unerklärlich bleiben mußte. Wann dieser Eingriff geschehen ist, bei dem der Stahl des Spießblattes zersprang, läßt sich natürlich nicht mit Sicherheit nachweisen; über der Bruchstelle liegt ein eisernes, von einem dicken silbernen Deckblatt überfangenes Band mit einer lateinischen Inschrift. Diese besagt, daß König Heinrich III. (1039—1056) dieses Silberband zur «Festigung» des Nagels des Herrn und der Lanze des heiligen Mauritius hat anfertigen lassen. Es ist also die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der ganze Hergang überhaupt auf ihn zurückzuführen ist; die echte alte Mauritiuslanze aus der Zeit des ersten Heinrich ist ja damals schon nicht mehr vorhanden gewesen. Der Nagel des Herrn aber zeigt eine sehr merkwürdige, romanisch gefaßte Form, keineswegs die ständige und herkömmliche Gestalt eines Nagels selbst. Es wird sich eben ursprünglich um den Bruchteil eines Nagels gehandelt haben, gewonnen aus einem verschollenen Stück der Reliquie (vielleicht aus Aachen), ähnlich den in S. Gerusalemme in Rom und in Trier bewahrten, und in dieser Weise umgeformt, um ihn eben in die heilige Lanze einpassen zu können. Damit war das alte Königszeichen eigentlich schon zu einem Reliquiar geworden und seine spätere Geschichte bewegt sich auf dieser Linie. Ob es schon auf Burg Trifels in das Reichskreuz aufgenommen war, ist nach dem Wortlaut der alten Aufzeichnung nicht klar; mit deutlichen Worten wird dies dagegen in der Übergabsurkunde von 1350 gesagt. Karl IV., der, wie wir zu erkennen meinen, auf die Umwertung des ganzen Kleinodienschatzes einen so persönlichen und tiefgreifenden Einfluß genommen hat, tritt auch hier hervor. Einmal verschwindet unter ihm der Name des alten, nunmehr etwas in den Schatten tretenden

Reichspatrons Mauritius, der dafür jetzt mit dem Schwert entschädigt wird. Ebenso wie die heilige Kunigunde der heiligen Anna weichen muß, so tritt an seine Stelle ein gewichtigeres Heiltum, die Lanze der Passion selbst, beglaubigt durch den Nagel von Golgatha. Dabei ist aber der eifrige Reliquienfreund, in dem schon die Triebe des echten Sammlers unverkennbar sind, nicht stehen geblieben; er hat dem heiligen Nagel, wie sich noch jetzt deutlich an dessen unterem Ende erkennen läßt, ein etwa 8 cm langes Stück entnommen, das sich jetzt, in Gold gefaßt, in Karls Herrschersitz, im Schatze des Prager Domes befindet. Um diesen Eingriff zu verdecken, hat er um das alte Silberband Heinrichs III. ein dieses ganz verbergendes Goldblech legen lassen, das nun auch die neue maßgebende Benennung der Reliquie enthält: «Lanze und Nagel des Herrn». Zugleich erinnert diese Inschrift an das auf Betreiben Karls für die ganze Christenheit eingesetzte bewegliche Fest dieses Namens.

Das einzige aus der sächsischen Kaiserzeit stammende Stück des Reichsschatzes ist leider seit 1796, wie so vieles andere, spurlos verschwunden. Es war ein Gürtel mit eingewirkter Inschrift, die sich auf einen der Ottonen bezog. Murr hat ihn noch ausführlich besprochen, seine Anschauung vermittelt uns Delsenbachs sorgfältiger Stich (auf Abb. 4).

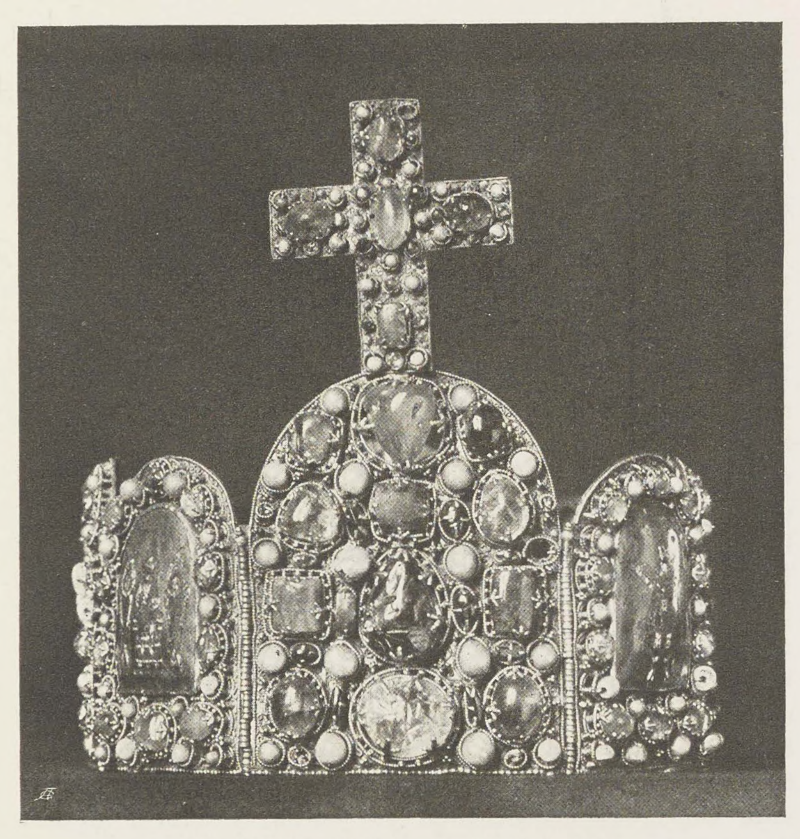


Abb. 15. Die Kaiserkrone, Vorderansicht.

## 2. Hohes Mittelalter

### Die Kleinodien des salischen und staufischen Zeitalters. – Der Normannenschatz

An der Spitze steht hier das ehrwürdige Denkmal und das Hauptstück des ganzen Reichsschatzes, die deutsche Kaiserkrone (Abb. 15. u. 16.), das höchste Herrscherzeichen der Geschichte Europas in einem Zeitraum von fast acht Jahrhunderten. Sie ist aus gediegenem Golde, das auf 12 Wiener Mark 638 Lot Feingehalt angegeben wird. Zu Bocks Zeiten

wurde ihr Materialwert auf fünftausend Gulden geschätzt. Sie besteht aus einem Reifen von acht Platten, die in Haspen hängen; ihre Höhe beträgt 24 cm, ihr Durchmesser 21 cm. Man denkt an Goethes Erzählung, in der das achtzehnte Jahrhundert selbst in einen so merkwürdigen Gegensatz zu der alten Zeit tritt: «Der junge König (Joseph II.) hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls d. Gr. wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatika, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht wurden, gewährte doch keineswegs ein vorteilhaftes Aussehen. Szepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung.» Die rote Samtkappe im Innern, die alte Mitra vertretend, ist eine neuere Ergänzung.

Sehr bedeutend ist die künstlerische Wirkung des Ganzen; von seinem Eindruck gibt der farbige Steindruck in Bocks großem Werk eine annähernde Vorstellung. Der stoffliche Prunk der gemugelten Edelsteine und orientalischen Perlen in derben Filigranfassungen hat freilich etwas Barbarisches; in ihm kommt aber das Wesen des in seiner Kraft noch ungebrochenen Zeitalters zu vollem Ausdruck, in dem das Kaisertum mit dem Papsttum um die Weltherrschaft rang. Die etwas überhöhte Vorderseite wird von dem Kreuz überragt, dessen Rückseite in der Mitte den Gekreuzigten zeigt; darunter befand sich der im ganzen Mittelalter berühmte und gefeierte «einzige» Stein, Waisen (orphanus), der Sage nach von Herzog Ernsts abenteuerlichen Fahrten heimgebracht, den man wohl auch den «weissen» (candidus) nannte und im Sprachgebrauche dieser Zeit für die Krone selbst zu setzen liebte. Verbürgt doch der Besitz dieses echten Kleinods die Herrscherwürde. So singt Walther von der Vogelweide in seinem schönen Spruch auf den «Waisen» und die Krönung seines «echten» Königs Philipp von Schwaben im Jahre 1198:



Abb. 16. Die Kaiserkrone, Seitenansicht.

Die krône ist elter dan der künec Philippes sî
Da muget ir alle schouwen ein wunder bî
wie s' ime der smit so ebene habe gemachet
— — — — — — — — — — — —
si liuchtent beide ein ander an,
Daz edele gesteine wider den jungen man:
die ougenweide sehent die fürsten gern.
Swer nû des rîches irre gê
der schouwe, wem der weise ob sîme nacke stê:
der stein ist aller fürsten leitesterne.

Dieser denkwürdige Stein ist erst 1764 bei der Frankfurter Krönung Josephs II. verloren gegangen und wurde durch einen Hyazinth ersetzt.

Vier von den acht Platten des Reifens tragen figürliche und tief sinnbildmäßige Darstellungen in leuchtendem Zellenschmelz. Das Hauptbild zeigt Christus zwischen zwei Cherubim mit der bedeutenden Inschrift: Per me reges regnant. Dann der König David mit dem Psalmspruch: Honor regis iudicium diligit (Ps. 98, 4). König Salomon mit der Mahnung aus dem Buch der Sprüche: Time Dominum et recede a malo (Prov. 3, 7); endlich die merkwürdigste Darstellung: der Prophet Jesaias, der dem todkranken König Hiskias fünfzehn Jahre seines Lebens und seiner Herrschaft zulegt (Jes. 38, 5). Der geistliche Ein= schlag konnte nicht stärker hervorgekehrt werden, als es mit der Auswahl gerade dieser Darstellung geschah.

Am untern Rand der Krone sind noch zwei Ösen zu bemerken. Sie haben zur Befestigung jener Gehänge gedient, die für die byzantinische Form der Kaiserkrone so bezeichnend sind und noch auf den Siegeln der Hohenstaufen erscheinen; sie sind später verloren gegangen, oder, was vielleicht wahrscheinlicher ist, als altfränkischer Schmuck entfernt worden. Die röhren= förmigen Ösen im Innern der Krone dienten hingegen zur Befestigung der wesentlich zur Krone gehörigen Mitra, wie sie dann in starrem Stoffe in der Rudolfinischen Hauskrone nach= gebildet erscheint.

Der für die Zeitbestimmung des ehrwürdigen Kleinods wichtigste Teil ist der Bügel der Krone; unter Rundbogen mit Lilien= zierraten, durch Perlen gebildet, erscheinen die gleichfalls aus Perlen zusammengesetzten Worte: Chuonradus Dei Gratia Ro= manorum Imperator Augustus. Nun ist das Ganze als durchaus einheitlich zu betrachten, nichts berechtigt dazu, wie zuerst Murr gemeint hat, den Bügel als eine spätere Zutat anzusehen. Murr ist es auch gewesen, der (im Gegensatz zu Ebner) die Inschrift zuerst auf den Staufer Konrad III. (1138—1152) bezogen hat, freilich mit Gründen, die nicht eben schwer wiegen. Diese Zuschreibung ist auch von Bock übernommen worden und hat feste Geltung erlangt. Indessen ist es viel wahrscheinlicher, daß hier der Salier Konrad II. (1024—1039) gemeint ist; trotz der ziemlich läßlichen Gepflogenheit des Mittelalters in dieser Richtung spricht auch der Inhalt der Inschrift für ihn; denn

Konrad III. ist niemals zum Kaiser gekrönt worden, während Konrads II. Krönung in Rom ein prunkvolles, durch die Anwesenheit zweier Könige, Knuds von Dänemark und Rudolfs III. von Burgund, höchst eindrucksvolles Ereignis war (1027). Vor allem sind aber die stilistischen Merkmale entscheidend. Durch oberflächliche Ähnlichkeiten, vor allem aber durch den Gedanken an das normannische Erbe verführt, erblickt Bock in der Krone ein italienisches Erzeugnis. Tatsächlich ist aber, wie ein neuerer Forscher mit Recht betont, nichts an ihr, was dem Zustande der deutschen Goldschmiedearbeit aus der ersten Hälfte des XI. Jahrhunderts widerspräche, während sie für das XII. Jahrhundert im Stil schon zu altertümlich erscheint. Gerade ein fühlbarer Einschlag byzantinischen Wesens in den Schmelztafeln, noch aus der vorhergegangenen ottonischen Zeit her, scheint dieser Ansetzung entgegenzukommen. Die Kronen byzantinischen Stils, wie die 1787 den Staufergräbern zu Palermo enthobenen Kronreifen Heinrichs VI. und Konstanzens, die ungarische Stephanskrone und die 1860 gefundenen Bruchstücke der Krone des Konstantin Monomach in Budapest haben in Form und Stil natürlich einen ganz andern Ausdruck. Dagegen werden wir gleich sehen, daß das ebenfalls von einem Chuonradus bestellte Reichskreuz der Kaiserkleinodien tatsächlich mit der Krone zusammengeht. Nun hat eine der seltensten Entdeckungen auf deutschem Boden die erwünschte Aufklärung erbracht. Es handelt sich hier um den 1880 in Mainz gemachten Fund eines ganzen Schatzes altertümlichen Goldschmucks. O. v. Falke, der ihn 1913 veröffentlichte, hat die ältern Ansichten, die die Kaiserkrone auf Konrad III., selbst Konrad IV. (!) bezogen, ihr das Gepräge italienischer oder byzantinischer Arbeit zusprachen, mit Recht als das zurückgewiesen, was sie in Wirklichkeit sind, als unhaltbar, ja unsinnig. Er sucht dagegen aus den stilistischen Merkmalen und der inneren Übereinstimmung der Kaiserkrone mit dem Mainzer Frauenschmuck darzutun, daß der Besteller der ersten niemand anderer als der Salier Konrad II., die Eigentümerin des zweiten aber dessen Frau Gisela von Schwaben gewesen ist, und daß Mainz selbst der Herstellungsort beider Kunstwerke sei. Diese Aufstellung überrascht zunächst durch

ihre Kühnheit, ist jedoch mit so scharfsinnigen Gründen gestützt, daß etwa sich regende Zweifel zunächst zurücktreten müssen.

Die Reichskrone hat, wie wir schon aus Goethes Schilderung ersehen konnten, auch bei den römischen Königskrönungen, wenigstens späterer Zeit, Verwendung gefunden. Eine Nachbildung befand sich schon seit dem XVII. Jahrhundert in der Wiener Schatzkammer; sie wurde nach einer alten Beschreibung derselben von 1677 zuerst bei der Krönung Ferdinands III. gebraucht und ist erst 1872 eingeschmolzen worden. Es ist nicht unwichtig, was ein anderer amtlicher Augenzeuge der Krönung Josephs II. im Jahre 1764, Fürst Khevenhüller, Maria Theresiens Obersthofmeister, in seinen Tagebüchern darüber berichtet:

«Den Hauss-Scepter, Apfel und Coronam fictitiam oder nachgemachte nürnbergische Kaiser-Cron, welche Hauss-Insignien nebst Hauss-Cron immer in der Schatzkammer zu Wienn verwahret und auf Befehl des Obristen Cammerers meisstenteils, durch den Cammer Zahlmeister ad locum coronationis überbracht werden. Diese Corona fictitia wird nur bei der Zurückkehr aus der Kirchen dem Kaiser anstatt der nürnbergischen durch den Erbschatzmeister vorgetragen, dann in dem Zug dahin traget er diese original und wahre nürnbergische Cron vor, zur Bezeugung der kaiserlichen höchsten Würde; der Kaiser behaltet aber immer seine Hauss-Cron auf. Der römische König hatte im Hinreiten seinen eigends neu verfertigten Erzherzogshut, sehr reich mit Brillanten und Perlen besetzt, auf und im Zurückgehen die nürnbergische Cron.»

In unmittelbarem Zusammenhange mit der Kaiserkrone scheint das Reichskreuz zu stehen (Abb. 17). Es ist aus vergoldetem Silber, die Vorderseite reich mit Edelsteinen und Perlen in Filigranfassung geschmückt. Dieser Schauseite entspricht eine viel einfacher gehaltene Rückseite, die in Nielloschmelz in der Mitte das Lamm Gottes, an den Kreuzarmen die vier Sinnbilder der Evangelien zeigt, während die Kreuzbalken von den Gestalten der thronenden Zwölfboten eingenommen werden. Diese mit dem Spitzstichel eingegrabenen Darstellungen gehören

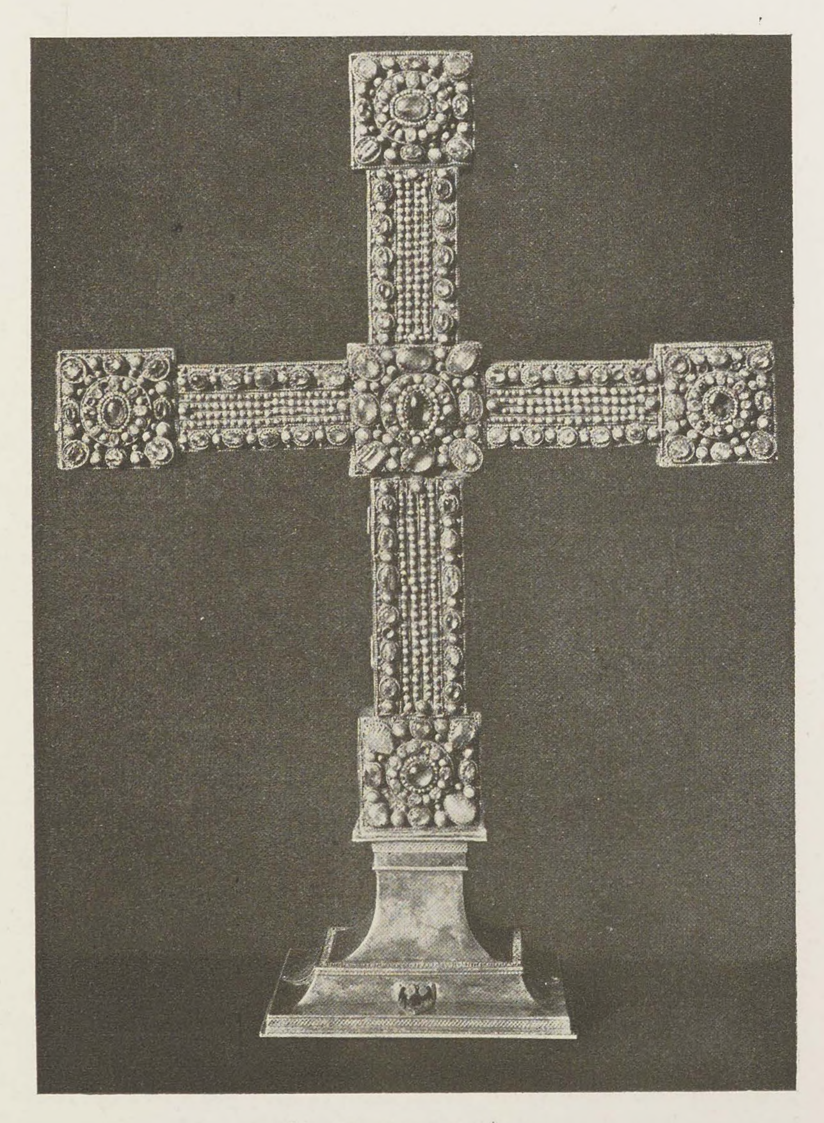


Abb. 17. Das Reichskreuz.

zu den merkwürdigsten Vorläufern des späteren Kupferstichs und entsprechen in Stil und Anordnung ebenso wie im Zier=schmuck völlig den deutschen Bilderhandschriften des XI. Jahr=

4

hunderts. Ein verwandtes Stück aus ottonischer Zeit ist das Mechtildenkreuz im Domschatz zu Essen. Der Edelsteinschmuck und das Filigranwerk der Schauseite stehen der Kaiserkrone sehr nahe. Tatsächlich tragen nun auch die Kanten des Kreuzes eine Inschrift in holprigen Hexametern mit Halbreimen:

Ecce crucem Domini fugiat pars hostis iniqui  
Hinc Chuonrade tibi cedant omnes inimici.

Der stilistische Befund ergibt, daß hier wieder niemand anderer als Konrad II. gemeint sein kann; die Zuschreibung der Krone an diesen Salier erhält somit eine neue Stütze.

Das Fußgestell, zu dem auch ein eigener Lederbehälter vorhanden ist, gibt sich schon äußerlich durch seine gotische Kehlung als ein Werk späterer Zeit zu erkennen. Wirklich trägt es auch neben zwei Schildchen mit dem einköpfigen Reichsadler und dem böhmischen Löwen eine lateinische Inschrift, besagend, daß es Karl IV. im Jahre 1352 habe anfertigen lassen.

Das Reichskreuz ist ein Heiltumsschrein, es ist von Anfang an zur Aufnahme eines ansehnlichen Stückes vom Kreuze Christi bestimmt, des zweitgrößten nach dem berühmten Kreuzteilchen in S. Gerusalemme zu Rom. Es ist in vergoldetem Silber gefaßt, die Querbalken sind im selben Stoff angesetzt. Das Aussehen der Reliquie beweist, daß viele Späne aus dem wunderbaren Holze herausgeschnitten worden sind.

In späterer Zeit hat das Reichskreuz außer der heiligen Lanze noch das Armbein der heiligen Kunigunde (an deren Stelle seit Karl IV. die heilige Anna tritt) und den Zahn des Täufers, zwei uralte Reichsreliquien, in sich aufgenommen. Von der Monstranze der letzten wird noch die Rede sein; die erste ist in ein Goldröhrchen gefaßt, mit der Erklärung der Reliquie als Armbein der heiligen Anna in gotischen Großbuchstaben, wohl aus der Zeit Karls IV. Sie ruht in einem silbervergoldeten, ganz schmucklosen Kästchen mit Schuber.

Zur Krone gehört als Ergänzung der Reichsapfel (Abb. 18), aus Goldblech, im Innern mit einer Harzmasse ausgefüllt, ungefähr 9·5 cm im Durchmesser haltend, so daß er bequem in

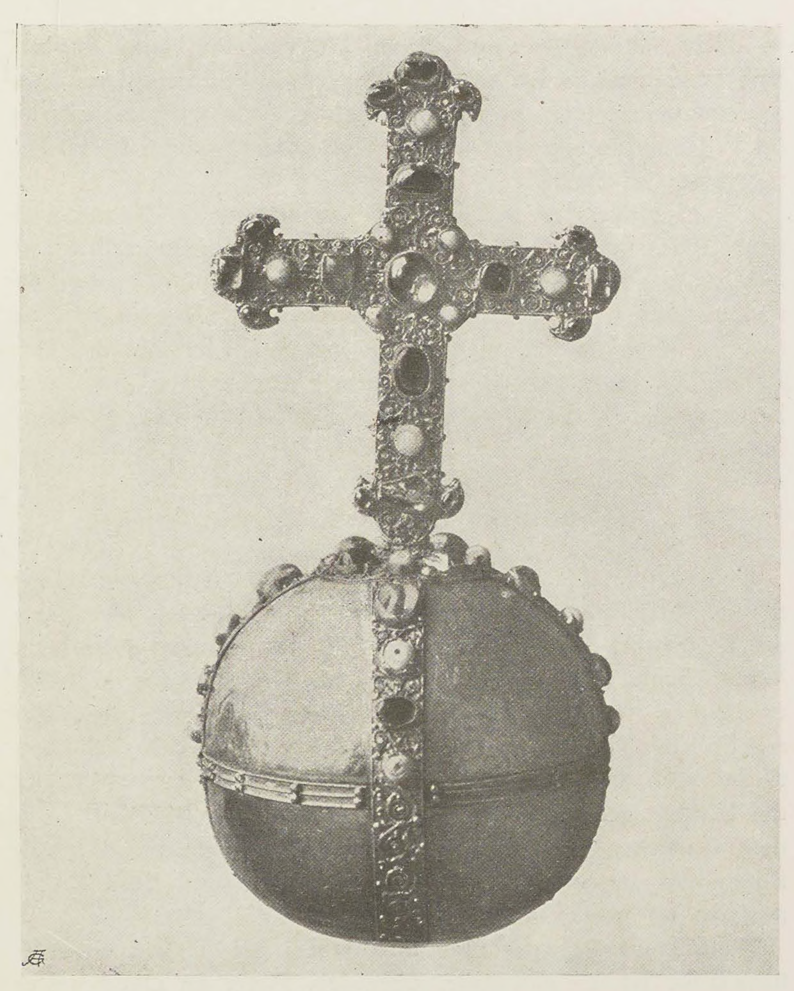


Abb. 18. Der Reichsapfel.

der Hand liegt, durch zwei Spangen in acht Felder geteilt, mit Edelsteinen reich besetzt. Das Kreuz, das ihn überhöht, hat mit seinen in Lilien auslaufenden Armen deutlich hoch=romanische Form, ebenso wie der aus Filigran gebildete Ranken=zierrat. Bemerkenswert ist der schöne Saphir des Kreuzes, an=scheinend ein alter, verkehrt eingesetzter Siegelstein; er trägt einen verzogenen Namen, über den man schon in alter Zeit

4*

weidlich geklügelt hat und dessen Deutung bis heute zweifelhaft ist. Jedenfalls hat er die Form der auf Merowingermünzen und dann besonders in den karolingischen Urkunden gebräuchlichen Königsmonogramme, deren Ursprung allerdings in Byzanz zu suchen sein dürfte.

Der Golddraht ist bedeutend feiner als an der Krone und dem Reichskreuz; die entwickelten romanischen Stilformen lassen das Stück schwerlich über das XII. Jahrhundert hinausrücken, aber eine Beziehung zu Konrad III., wie man gemeint hat, ist nicht aufzufinden. Der ursprüngliche Bestand der Kleinodien in Nürnberg wies übrigens noch zwei einfachere Reichsäpfel auf, die heute nicht mehr vorhanden sind. (Delsenbach Abb. 5.)

## Der normannisch-staufische Krönungsornat

Der Kaisermantel, die Alba, die Purpurdalmatika, die Handschuhe, Strümpfe und Schuhe, der Pontifikalgürtel, das Zeremonienschwert und das sogenannte Mauritiusschwert mit seinem Wehrgehenk bilden eine einheitliche Gruppe, die innerlich und äußerlich ihre Herkunft aus Sizilien zur Schau trägt. Ein ansehnlicher Teil stammt aus dem Königsschatze der sizilischen Normannen, ist durch Konstanze, Heinrichs VI. Gemahlin, an die Staufer gelangt und vielleicht schon vor Friedrich II. in den deutschen Kronschatz aufgenommen worden; jedenfalls übernimmt sie sein Sohn Konrad IV. (1246) auf Burg Trifels mit den übrigen Hoheitszeichen.

Das Hauptstück darunter und wohl des ganzen Schatzes überhaupt ist der gewaltige, über drei Meter im Durchmesser haltende Kaisermantel (s. die Tafel), ein Stück von unerhörter Pracht. Im Halbkreis geschnitten, schließt er sich an die Form des geistlichen Chormantels (Pluviale) an. Auf schwerem roten Purpurzendel entfaltet sich reicher Zierschmuck in Gold und Perlenstickerei; sehr beachtenswert sind auch die geschmelzten Metallschildchen. Der Leitgedanke wird von einer uralten Vorlage des Ostens im strengen Gleichmaß des sogenannten Wappenstils gebildet: in der Mitte ein Palmbaum mit



Der Kaisermantel.



*Schatzkammer, Wien.*

hängenden Früchten, rechts und links davon ein fast völlig in Zierrat umgestalteter Löwe, der ein Kamel in den Pranken hält. Ältere Deutungen, daß hier der Sieg des Christentums über das sarazenische Heidentum versinnbildlicht sei, sind ungeschichtlich und willkürlich. Es handelt sich um das gerade im Islam allgemein bräuchliche und von ihm herkommende Sinnbild der Königsgewalt.

Man hat den Mantel mit Recht das großartigste Denkmal sarazenischer Kunstfertigkeit im hohen Mittelalter genannt; es gibt kaum ein zweites Stück, das ihm an Macht des riesenhaft entwickelten Formgedankens in seinem Zusammenklang von Rot und Gold an die Seite zu stellen wäre. Herkunft und Zeit des einzigen Kleinods wird uns durch die arabische, zugleich als Schmuckrand wirkende und von östlichem Redeschwung strotzende Inschrift enthüllt; sie besagt, daß der Mantel im Jahre 528 der Hedschra (d. i. 1133 n. Chr.) in der Hauptstadt Siziliens, und zwar in der königlichen Werkstatt entstanden sei. Er ist demnach für den Begründer des großnormannischen Reiches, König Roger II. († 1154), gearbeitet worden. Diese Inschrift ist zuerst, wenn auch nicht in einwandfreier Weise, auf Veranlassung des vielverdienten v. Ebner-Eschenbach durch den Altdorfer Hochschullehrer J. H. Schulze 1728 gelesen worden, während man sie vorher für bloßen Zierrat erklärt hatte. Damit ist in die von Karl IV. aufgebrachte (oder mindestens zu allgemeiner Geltung erhobene) Ansicht von der karolinischen Herkunft des Reichsornats die entscheidende Bresche gelegt worden. Da jedoch die byzantinische Seidenweberei erst in etwas späterer Zeit in Sizilien eingeführt wurde — ein wohlunterrichteter Zeitgenosse, Otto von Freising, nennt das Jahr 1147 —, so ist der eigentümlich gemusterte Atlasstoff des Mantels kein sizilianisches Erzeugnis, sondern aus dem griechischen Osten eingeführt. Dagegen ist die Goldstickerei in Palermo, und zwar in der königlichen Werkstätte selbst entstanden, in jenem «regium ergasterium», wie sie mit einem bezeichnenden Fachausdruck byzantinischer Herkunft auf einem Brokat des Kestnermuseums in Hannover genannt wird.

Das ursprüngliche Futter des Mantels ist noch erhalten, heute

allerdings nicht mehr sichtbar, sondern von einem oberitalie=nischen Damast des XV. Jahrhunderts sowie von einer ganz modernen Fütterung völlig verdeckt. Es ist ein gewirkter Gold=stoff mit merkwürdig urtümlichen Darstellungen des Sünden=



Abb. 19. Die Kaiserdalmatika.

falls, in einer seltsam barbarischen Formensprache, die fast an Frühnordisches erinnert. Jedenfalls hat er weder mit byzanti=nischen noch islamitischen Arbeiten irgendwelche Verwandt=schaft, und ist als eines der ältesten Erzeugnisse der Borten=wirkerei Palermo's anzusehen. Ein verwandter Stoff wurde

denn auch im Grabe Rogers II. im Dom zu Palermo gefunden. In beiden Fällen handelt es sich um ein Erzeugnis jener alten

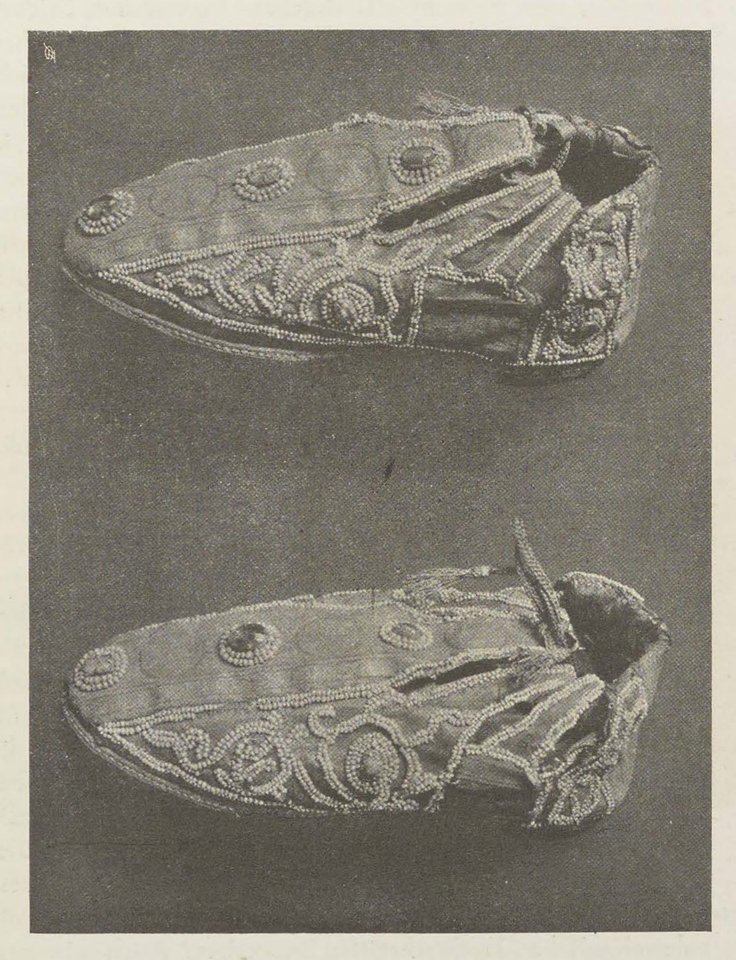


Abb. 20. Die Kaiserschuhe.

Handfertigkeit, die später in der Gobelinwirkerei einen so bedeutenden Aufschwung nimmt.

Nicht durch eine Inschrift beglaubigt, aber zweifellos in die Nähe des Mantels gehörend, ist die Dalmatika aus tief=

dunklem Purpurstoff (Abb. 19), ein herrliches Stück von feinster farbiger und künstlerischer Wirkung. Der untere Saum trägt auf hochrotem, dem Kaisermantel durchaus verwandtem Seidenstoff reiche Stickerei. Die Ärmelborten zeigen auf demselben Stoffe eine in eigentümlicher Arbeit (feine Goldröhrchen mit durchgezogenen Fäden) hergestellte Verzierung, in der schon der Übergang zu dem sogenannten Granatapfelmuster bemerkbar wird. Auch die fein geschmelzten Goldplättchen erinnern an den Kaisermantel, in dessen nächste Nähe die Dalmatika zu stellen ist.

Abb. 21a. Der linke Handschuh.

Ebenfalls gehören in diese Gruppe die Kaiserschuhe (Abb. 20), nach byzantinischen Vorbild aus rotem Seidenstoff, mit Edelsteinen und Borten besetzt, die Rundbilder mit abenteuerlichen Tieren zeigen. Sie gehen mit den Futterstoff des Kaisermantels zusammen und sind daher gleichfalls als Erzeugnis der palermitanischen Hofwerkstätten anzusehen. Auch von den zwei dereinst in Nürnberg vorhandenen Sandalenpaaren scheint wenigstens das eine sizilianischer Herkunft gewesen zu sein (Delsenbach Abb. 9).

Die mit abenteuerlichem Prunk ausgestatteten Handschuhe zeigen eine merkwürdige Verzierungsweise (Abb. 21). Sie sind mit Perlen, Edelsteinen und Plättchen in Schmelz und

Niello übersäet, die regelmäßige Figuren bilden. Verloren ist ein zweites, wohl erst dem spätern Mittelalter angehöriges Paar Handschuhe (Delsenbach Abb. 9).

Endlich gehören hierher noch der Pontifikalgürtel der Kaisertracht, aus blauer Seide, mit Perlenschmuck und aufgelegten, sehr merkwürdigen Zierplättchen in Golddraht, von ausgeprägt sarazenischer Form. Ein zweiter Gürtel, abermals eine Goldborte aus der königlichen Wirkerei und in seinem Schmuck dem Futterstoff des Kaisermantels und den Borten der Schuhe durchaus verwandt, weist auf den Säumen eine eingewirkte lateinische Inschrift auf: Christus riehgnat Christus inparat Deus Cristus vincit. Es ist derselbe Sinnspruch, den wir, mit den gleichen eigentümlichen Sprachformen, auf dem Mauritiusschwert wiederfinden werden, vielleicht gehört er also als Wehrgehenk zu diesem (Delsenbach Abb. 6).

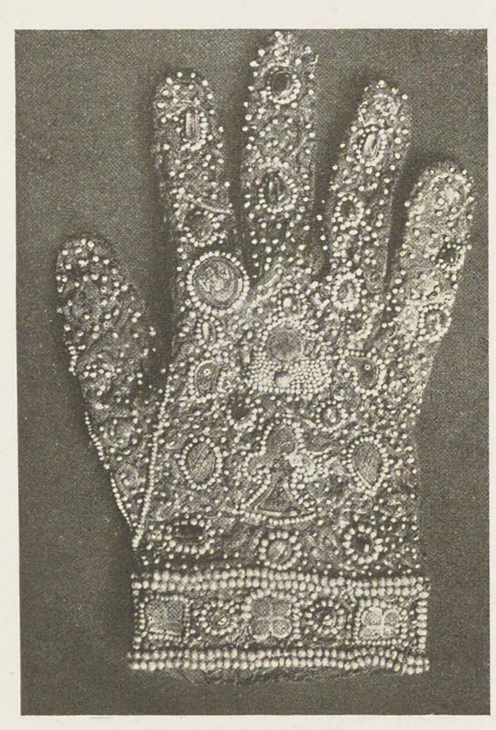


Abb. 21 b. Der rechte Handschuh.

Ein zweites inschriftlich beglaubigtes Stück ist die Alba (Abb. 22); auch sie schließt sich in ihrer Form an ein geistliches Gewand, das Chorhemd, an. Der alte Grundstoff aus weißer, ungemusterter Seide ist noch erhalten, aber von einem neuen Seidentaft überdeckt. Die Ärmel-, Brust- und Schulterteile sind mit herrlichen Borten in feinster Goldstickerei auf



Abb. 22. Die Alba.

Purpurstoff besetzt. Der untere Saum wird von einem breiten Besatz in violettem Purpur gebildet; dieser trägt, in achtmaliger Wiederholung, eine arabische, darunter (im schmalen Saumteil) eine lateinische, wesentlich knapper gehaltene Inschrift. Beide melden, daß die Alba im 15. Regierungsjahre König Wilhelms II., im Jahre 1181 christlicher Zeitrechnung in der königlichen Werkstätte zu Palermo hergestellt worden ist. Es handelt sich um den 1189 gestorbenen Normannenkönig; wenige



Abb. 23. Die Strümpfe.

Jahre später fiel Sizilien der gewalttätigen Hauspolitik der Staufer anheim. In ihrer Schmuckform zeigt die Alba, wie dies auch ihrer späteren Entstehung entspricht, ein ganz anderes Gepräge als der Kaisermantel.

Äußerlich beglaubigt sind ebenfalls die Strümpfe (Abb. 23) aus rotem Seidenstoff mit goldgestickten Mustern. Am oberen Saume läuft als Zierrat wirkende Borte eine arabische In=

schrift, die als Besteller abermals König Wilhelm (wohl ebenfalls den zweiten dieses Namens) nennt. Der Wortlaut der Inschrift ist unvollständig; offenbar ist hier eine der bandweise auf Vorrat hergestellten Borten der Fabrik von Palermo verwendet worden.

Abb. 24.

Das Mauritiusschwert.

Es wurde schon früher bemerkt, daß eine Nachbildung der Kaiserkrone seit dem XVII. Jahrhundert in der Wiener Schatzkammer vorhanden war. Außerdem werden aber noch heute dort Nachbildungen der Kaisergewänder, anscheinend aus dem XVIII. Jahrhundert, vielleicht für Franz I. angefertigt, bewahrt. Es sind dieselben, die Goethe bei der Frankfurter Königskrönung Josephs II. gesehen hat (Wahrheit und Dichtung, Buch V); «Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Szepter und Reichsapfel, fielen wohl in die Augen: denn alles war neu daran und die Nachbildung des Alter-

tums geschmackvoll.» Etwas weiter zurück heißt es: «Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung, nach dem Muster der alten Carolingischen verfertigt.»

Endlich sind noch die beiden Schwerter des Reichsschatzes zu erwähnen, die ebenfalls aus Sizilien zu stammen scheinen. Das eine davon ist das sogenannte Schwert des heiligen Mauritius (Abb. 24) das diesen Namen allerdings erst seit Karl IV. führt. Es ist die Waffe, die dem Kaiser im feierlichen Krönungszuge vorangetragen wurde, und das einzige Stück der alten Reichsabzeichen, das bis zum Ende der ehemaligen Monarchie noch in Verwendung gestanden hat, da es der Obersthofmarschall bei besonderen Anlässen, wie der Eröffnung der österreichischen und ungarischen Reichsversammlung durch den Herrscher selbst, voranzutragen hatte.

Seiner äußeren Erscheinung nach hat es die ständige Form des langen Reiterschwertes aus dem hohen Mittelalter, mit breiter, sich stark verjüngender, heute noch federkräftiger Klinge, gerader Parierstange, silberdrahtumwundenem Griff und pilzförmigem Knauf. Dieser letztere ist indes eine etwas spätere Zutat, er weist zwei Schildchen mit dem einköpfigen Reichsadler und einem Wappen auf, das den halben Reichsadler und drei übereinanderschreitende Löwen zeigt, dazu die Inschrift in gotischen Majuskeln: Benedictus Dominus Deus meus qui docet manus. Das genannte Wappen wird schon von zeitgenössischen Berichterstattern als das Ottos IV. von Braunschweig beschrieben, der nach der Ermordung seines Gegenkönigs Philipp von Schwaben (1208) dessen Witwe Beatrice heiratete und, wieder gleichzeitigen Nachrichten gemäß, die Reichskleinodien ausgefolgt erhielt.

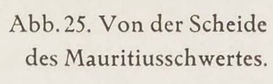


Abb. 25. Von der Scheide des Mauritiusschwertes.

Den Sinnspruch der silbervergoldeten Parierstange, in viel altertümlicherer Großschrift (Christus vincit Christus reinat — Rückseite: Christus vincit Christus reignat Christus inperat), haben wir schon auf dem oben beschriebenen Gürtel, vielleicht dem zugehörigen Wehrgehenk, gefunden; sie hat dieselben sprachlichen Eigentümlichkeiten (reinat und reignat), die wohl auf ein romanisches Ursprungsland deuten.

Den wichtigsten Anhalt für die Stilbestimmung gibt aber die Scheide aus südlichem Holz (der Olive oder Zypresse), mit Goldblech überzogen, auf der in getriebener Arbeit Königs=figuren erscheinen, die auch durch ihre Tracht merkwürdig sind. Wen sie darstellen, ist nicht leicht zu sagen; schon in alter Zeit hat man eine Ahnenreihe, einen Stammbaum in ihnen gesehen, denn eine schwer bestimmbare Hand hat in flüchtigen Großbuchstaben die Inschrift L. Rex bei einer der Figuren eingekratzt. Sie sind auch stilistisch sehr merkwürdig, haben gar nichts Byzantinisches, wie dies die amtliche Hof=kunst der sizilischen Normannen vollständig durchdringt, sondern sind am ehesten den süditalienischen Bilderhandschriften des XII. Jahrhunderts, namentlich den sogenannten Exultet=rollen zu vergleichen. Dagegen stehen die geschmelzten Zier=streifen, die die einzelnen Figuren trennen, mit ihrem treppen=artigen, an Weberei erinnernden Muster byzantinischer Art nicht ferne. (Abb. 25.)

Das sogenannte Mauritiusschwert ist also keineswegs, wie man gelegentlich mit einem falschen Rückschluß von der Reichs=krone her gemeint hat, dem Staufer Konrad III. zuzuschreiben, son=dern vermutlich eine echte normannische «Spatha» aus dem Königs=schatz von Palermo, und durch Heinrich VI. nach Deutschland gekommen. Die Erwähnung der zwei Schwerter im Burg=inventar zu Trifels kann wohl auf nichts anderes bezogen werden als auf dieses und das sogleich zu besprechende Reichsschwert, das auch sonst mit ihm in Verbindung steht.

Dieses kaiserliche Zeremonienschwert (Abb. 26), mit dem nach der Krönung den Nürnberger Krongesandten der Ritter=schlag erteilt wurde, erscheint selbst bei Murr noch als das «Schwert Karls d. Gr.» Hier klingt die Erinnerung an die



Abb. 26. Das Zeremonienschwert.

«Joyeuse» der Karlslieder nach, die auch in den Krönungs⸗feierlichkeiten der französischen Könige auftaucht. Diese Her⸗leitung ist aber auch erst seit Karl IV. zu belegen. Schon in der Bulle Martins V. von 1424 wird auf die fromme Meinung angespielt, dieses Schwert sei Karl d. Gr. durch einen Engel

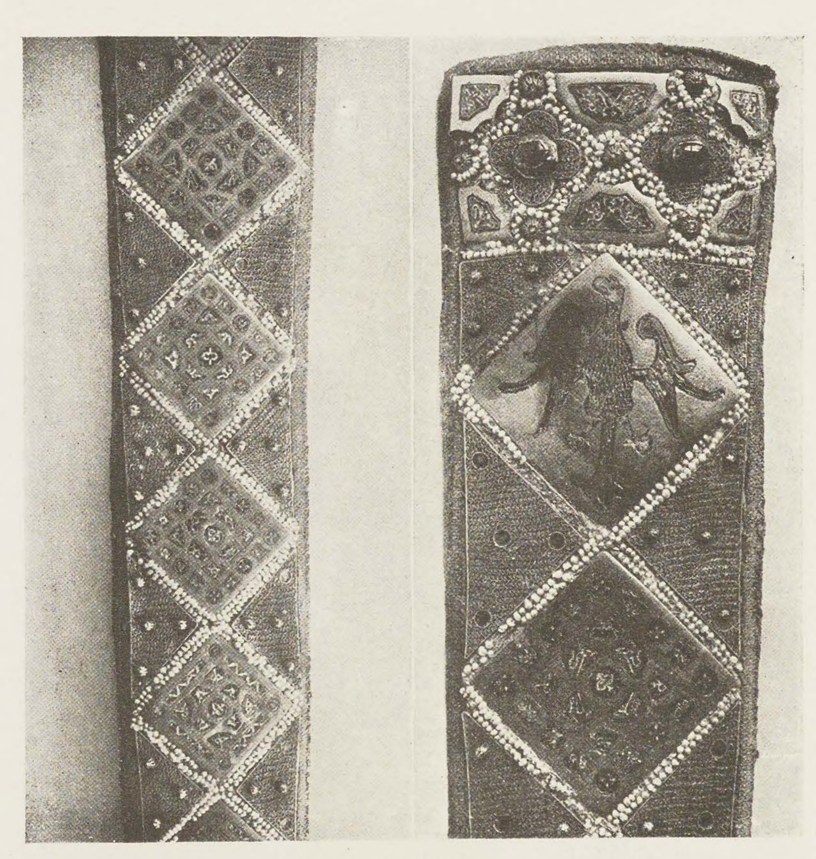


Abb. 27.
Von der Scheide des Zeremonienschwertes.

überbracht worden. Ursprünglich ist das lediglich eine romantische Sage, die in den französischen Chansons de geste erzählt wird, wo sie sich aber auf das später von Karl an Roland geschenkte Schwert Durendal bezieht. Das Zeremonienschwert hat ebenfalls die Form der frühromanischen Wehr; der scheibenförmige Knauf mit dem Reichsadler und dem bömischen Löwen ist natürlich eine Zutat aus Karls IV. Zeit. Alles andere, der Griff, die Parierstange, vor allem die Scheide zeigen in ihrem Filigran und namentlich in den geschmelzten Plättchen deutlichen Zusammenhang mit

den ähnlichen Zieraten des Kaisermantels. Demnach wird es sich hier um eine sizilische Arbeit und einen Teil des normannischen Erbes handeln. Der schwungvoll geformte, dem byzantinischen Kaiseradler nachgebildete einköpfige Adler am Mundblech der Scheide scheint auf Heinrich IV. zu weisen; er erscheint aueh auf den sizilischen Münzen seit der Stauferzeit. (Abb. 27.) Es wäre nicht undenkbar, daß zu diesem Schwert ein bis 1796 nachweisbarer Gürtel aus einfachem vergoldeten Silberdraht als Wehrgehenk gehört hat.

Bis 1796 waren ferner in Nürnberg noch ein Paar goldene Sporen vorhanden, die, wie so vieles andere spurlos verschollen sind; sie erscheinen schon in der Urkunde von 1246. Ihre Arbeit kam nach Murr mit dem Zeremonienschwert überein (Delsenbach Abb. 5).



Abb. 28. Die Adlerdalmatika.

## 3. Spätes Mittelalter

### Zeit der Luxemburger und Habsburger

Das älteste Denkmal dieser Gruppe ist anscheinend die zweite, sogenannte Adlerdalmatika (Abb. 28), eines der schönsten und merkwürdigsten Stücke des Kaiserschatzes. Schon der

Grundstoff in herrlichem dunklen Purpur ist höchst eigenartig; es leidet der kennzeichnenden Musterung nach kaum einen Zweifel, daß er ostasiatischer Herkunft ist. Man hat die gute Bemerkung gemacht, daß der lebendige, wellige Zug und das Launenhafte dieses Zierwesens gotischem Formengefühl in hohem Maße entgegenkomme. Tatsächlich handelt es sich hier auch um ein Gewand, das den gotischen Geschmack zu Beginn des XIV. Jahrhunderts in seiner reifsten Entwicklung zeigt; die Formung der aufgenähten, in Plattstich ausgeführten Adler, die dem Gewand seinen bedeutenden Schmuck geben, sowie die figürlichen Stickereien der Saumteile beweisen dies zur Genüge. Wie bei dem Mauritiusschwert scheint es sich hier um eine Art Stammbaum zu handeln. Am ersten Saume, genau in der Mitte, erscheint ein alter bärtiger Kaiser (Karl d. Gr.?) in vollem Ornat, während die übrigen Felder Männer- und Frauengestalten in kaiserlicher und königlicher Tracht zeigen. Drei gekrönte Köpfe erscheinen am vorderen Halssaum. Es kennzeichnet die vorliegende Entwicklungsstaffel des gotischen Figurenstils, daß sich der Künstler bemüht, das starre «frontale» Gerüst mannigfach zu durchbrechen und mit unruhiger Beweglichkeit zu erfüllen. Doch sind die Gestalten von dem zuweilen bis zur Fratze gesteigerten Streben nach Ausdruck, das die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts erfüllt, noch um ein beträchtliches entfernt. Tatsächlich wird die Dalmatika auch schon im Verzeichnis von 1350 erwähnt, gehört daher noch in die erste Hälfte des Jahrhunderts. Dazu stimmt auch der Stil des Rankenschmucks; er nähert sich schon dem vollen und schweren Rankenwerk böhmisch-österreichischer Handschriften aus den Tagen Karls IV., trägt aber den Zusammenhang mit dem spitzigen Laubwerk der älteren Zeit noch deutlich zur Schau.

Zu der Adlerdalmatika gehört eine ebenfalls schon im Verzeichnis von 1350 erwähnte «Gugel» (Kapuze); in der Übergabsurkunde von 1424 wird sie als «Sant Karls rote Gugel» bezeichnet. Bis 1796 war sie noch vorhanden. Aus den Delsenbachschen Stichen ergibt sich, daß sie im Zierschmuck völlig mit der Dalmatika übereinkam. Dabei handelt es sich

6

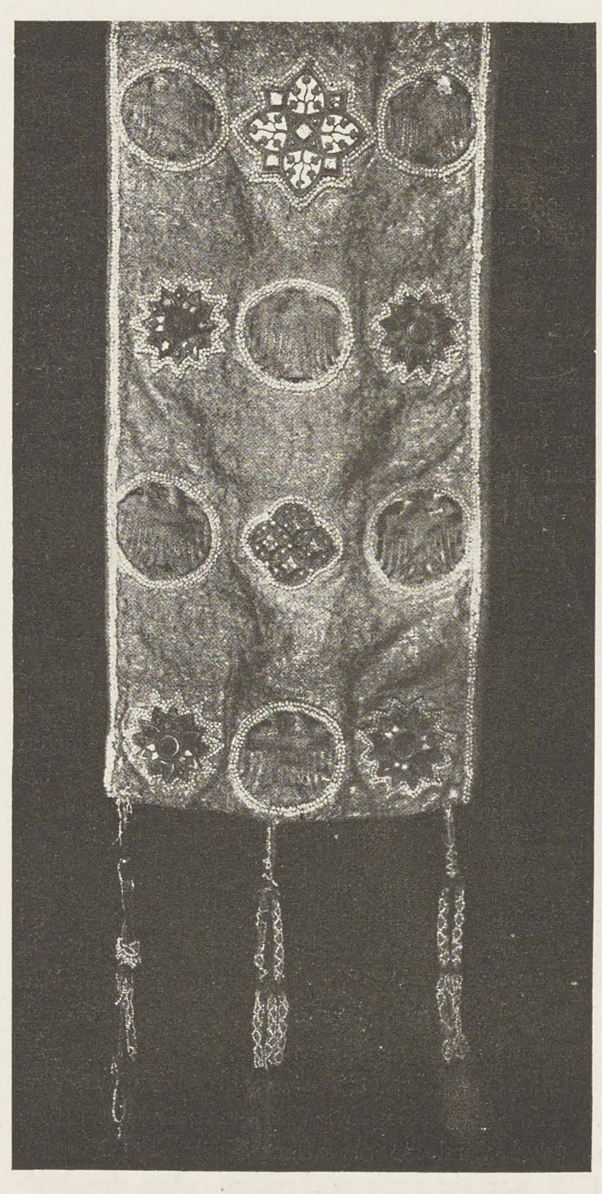


Abb. 29.

Die Kaiserstola.

um eine eigentümliche, im XIV. Jahrhundert allgemein getragene Form der Kopfbedeckung (Delsenbach Abb. 7).

Auch die Kaiserstola (Abb. 29) gehört wohl der gleichen Zeit, aber kaum derselben Werkstätte an. Auf gelber, mit Gold gemusterter Seide erscheinen wieder die schwarzen Reichsadler, etwas anders geformt, in regelmäßiger Abfolge mit kleinen Gold- und Schmelzplättchen in Perlenumrahmung. Die Stola wird gleichfalls schon im Jahre 1350 aufgeführt, dagegen noch nicht im Jahre 1246.

Eine zweite, von 1350 bis 1796 nachweisbare Stola ist heute nicht mehr vorhanden und nur mehr in Delsenbachs Stich erhalten. Sie wies merkwürdige Vielpässe im «Wappenstil» auf (Delsenbach Abb. 7). In diesen Zusammenhang gehören nun auch die beiden Szepter (Delsenbach Abb. 5) der Krönungsinsignien, die einer viel späteren Zeit als Krone und Reichsapfel entstammen. Das eine, das eigentliche und bei der Krönung gebrauchte

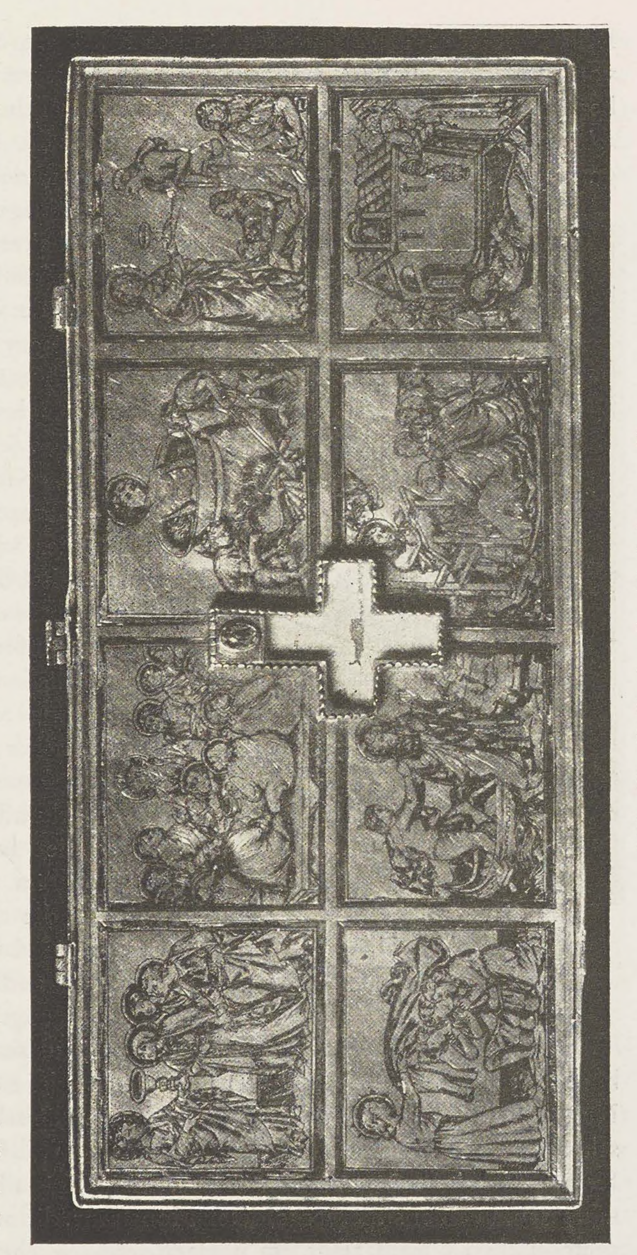


Abb. 30. Reliquiar des hl. Johannes Ev.

6*

Reichsszepter aus vergoldetem Silber wird in der Urkunde von 1350 als «vbergult scepter» aufgeführt. Seine Kehlung, die bezeichnenden Knäufe, die von schweren Akanthusranken umschlossene Eichel der Spitze zeigen durchaus die Formen spätgotischer Goldschmiedekunst des XIV. Jahrhunderts; manches erinnert übrigens an italienische Arbeiten dieser Zeit. Das zweite («silberin scepter» der Urkunde von 1350) ist im Grunde gar kein Szepter, wurde auch bei den Krönungen nicht gebraucht. Es ist vielmehr eine Art Weihwedel; der obere, siebartig durchlöcherte Knauf, zur Aufnahme eines Schwämmchens bestimmt, hat die auch sonst vorkommende eigentümliche Artischockenform dieses mittelalterlichen Geräts. Es ist übrigens von ziemlich unansehnlicher Arbeit und ebenfalls kaum vor dem XIV. Jahrhundert entstanden. (Die losen Metallstückchen im Innern des Knaufes, die schon Murr auffielen, sind wohl schwerlich etwas anderes als eine Zufallsbildung.)

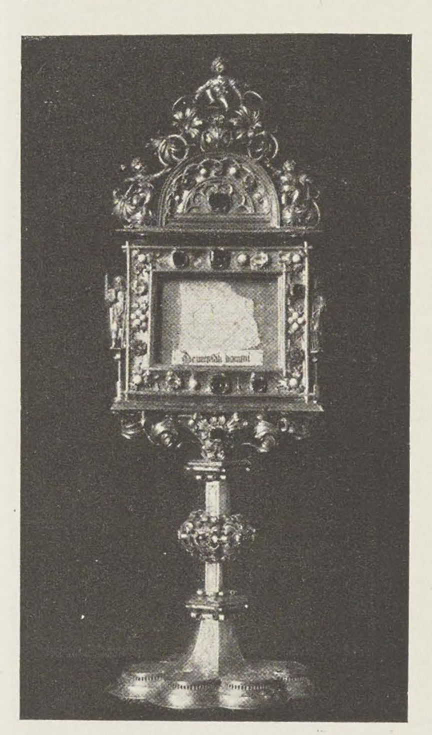


Abb. 31.
Reliquiar des Tischtuchs Christi.

In die Zeit der Spätgotik bis in ihre letzten Ausläufer hinein gehören nun auch die Fassungen der Reliquiare des Reichsschatzes. Nur eines davon birgt eine alte Reichsreliquie, die schon im staufischen Verzeichnis erwähnt wird, den Zahn des Täufers Johannes. Heute erscheint er, noch von seinem alten Kristallgehäuse umschlossen, in einer silbervergoldeten Monstranz, die ausgesprochen spätgotischen Umriß zeigt, im übrigen sehr schlicht gehalten ist.

Erst im Sigismundischen Inventar von 1424 erscheint das Reliquiar mit dem Span von der Krippe Christi. Seine Fassung, die ganz durch die aufgelegten (ungeschliffenen) Edelsteine und Perlen bestimmt wird, ist kaum älter als das XIV. Jahrhundert. Ein aufzuschlagendes Deckelchen läßt durch ein durchbrochenes Plättchen, das in recht roher Arbeit die Krippe Christi trägt, das darunter befindliche Heiligtum sehen. Der vertieft geschnittene Stein auf diesem Deckel, eine Nereide auf einem Seepferd zeigend, und mit dem alten Künstlernamen Thamyras bezeichnet, ist sicher nicht antik, sondern steht dem Stile der bekannten Gemmenfälscher napoleonischer Zeit, der Pichler, sehr nahe. Es ist daher anzunehmen, so seltsam die Sache ist, daß er kaum vor der Übertragung nach Wien, zum Ersatz eines verloren gegangenen echten Stückes, eingefügt wurde.

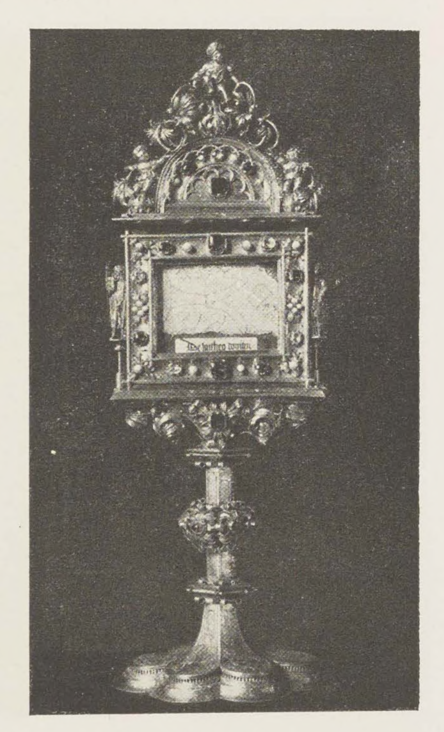


Abb. 32.
Reliquiar des Schürztuchs Christi.

Zwei Heiltumsschreine des Reichsschatzes lassen sich endlich mit Bestimmtheit auf Karl IV. zurückführen, der auch, wie wir gesehen haben, den Fuß des Reichskreuzes anfertigen ließ. Das eine ist ein Goldkästchen, das die Glieder der Ketten, mit denen die Apostel Petrus, Paulus und Johannes gefesselt wurden, enthält. An diese sind Ringe mit Goldkettchen, die Bezeichnung der Reliquien enthaltend, angeschlossen. Das gravierte Goldplättchen der Petruskette enthält das Bild des Apostelfürsten, seinem Stil nach offenbar eine böhmische Arbeit

aus der Zeit Karls IV. Dagegen sind die Ringsteine der beiden anderen Kettenglieder ein römischer Cameo mit dem Kopfe des Antonius Pius und ein byzantinischer mit der betenden Muttergottes.

Die Kettenglieder ruhen in einem Goldkästchen, das an der Vorderseite eine nach Inhalt wie Ausführung sehr merkwürdige Darstellung trägt: den Avignoneser Papst Urban V. (1362—1370), Karl IV. die Kettenglieder überreichend, beide in Halbfiguren. Der Deckel zeigt die Gestalten der gefesselten Apostel. Es sind Niellen, die einen der frühesten Belege für die Verwendung des Spitzstichels geben, mit Schraffen entworfen und recht eigentlich «ungedruckte Stiche». Ein ganz entsprechendes Stück mit einer verwandten Darstellung von Papst und Kaiser (in ganzen Figuren) befindet sich im Prager Domschatz; es ist das Reliquiar mit einem Stücke vom Schürztuch Christi, das Urban V. 1368 dem Kaiser verehrt hat. Zweifellos handelt es sich hier wie dort um die Arbeit eines Prager Goldschmiedes.



Abb. 33.

Rückseite des Tischtuchreliquiars.

Aus derselben Werkstätte, wenn auch nicht von derselben Hand, stammt noch ein zweites Reliquiar des Kronschatzes, ein flaches Goldkästlein, das in der Mitte durch ein Bergkristallplättchen die Reliquie sehen läßt, ein Stückchen weißen Seidenstoffes, das als Bruchteil vom Kleide des Evangelisten Johannes verehrt wird (Abb.30). Der Deckel trägt in der gleichen Herstellungsweise, wie sie oben beschrieben wurde, Bilder aus der Johanneslegende, in denen der eigentümliche Mischstil des böhmischen Spätmittelalters besonders deutlich wird.

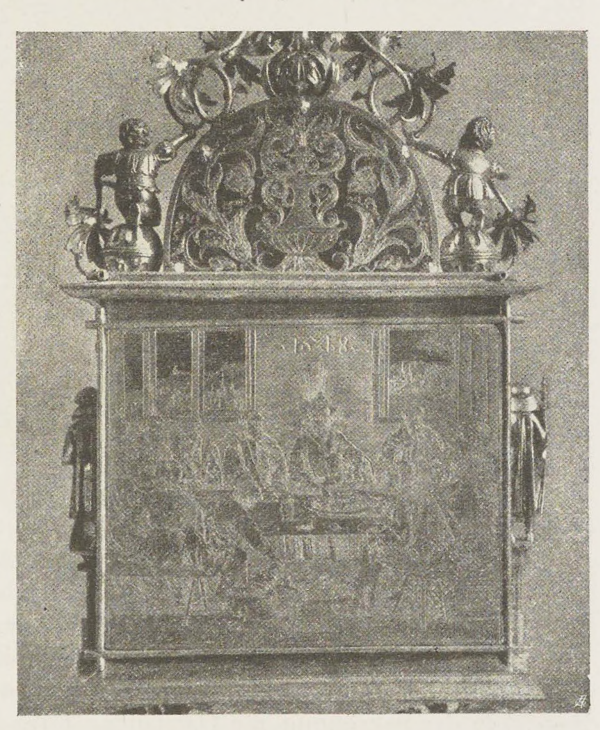


Abb. 34.
Rückseite des Schürztuchreliquiars.

Die beiden noch übrig bleibenden Heiltumsschreine (Abb. 31, 32) sind auch die am spätesten und in Nürnberg selbst entstandenen Stücke des Kronschatzes. Sie enthalten zwei Reliquien Christi, ein Stück vom Tischtuch des letzten Abendmahles und eines von dem Schürztuch der Fußwaschung. Es sind zwei völlig gleichartige Schaugeräte in vergoldetem Silber, in jenem eigentümlich reizvollen Mischstil, in dem sich die Formen der spätesten Gotik mit solchen der Neublüte kreuzen, und der für die Vischerschule



Abb. 35.
Behälter der Kaiserkrone.

so kennzeichnend ist, daß man ihr früher die beiden Stücke auch zuschreiben wollte. Die niedlichen Kleinbilder der Nürnberger Stadtheiligen Lorenz und Sebald sowie die naiven Engelchen der Bekrönung, die Darstellungsform der gestochenen Rückseiten, — hier Fußwaschung, dort Abendmahl — lassen sie auch wirklich als bodenständige Nürnberger Arbeiten vom Anfang des XVI. Jahrhunderts erkennen (Abb. 33, 34.) Inschriften nennen uns Besteller sowie Jahr der Entstehung: sie sind 1518 von den Losungern und obersten Hauptleuten Antoni Tucher, Hieronymus Ebner und Merten Geuder bestellt worden, als Zoll der freien Reichsstadt an den Schatz, der ihr zur Aufbewahrung anvertraut war. Die Nürnberger Ratserlässe geben uns Kunde, wer der ausführende Künstler war: es ist Hans Krug der Jüngere, der dafür 299 Goldgulden

erhielt; er ist uns auch sonst als vielbeschäftigter Nürnberger Stempel- und Schaumünzenschneider bekannt. Zu diesen Reliquiarien gehören zwei schöne Behälter in gepreßtem Leder, mit der gleichen Jahreszahl bezeichnet und sicher ebenfalls in Nürnberg gemacht.

Die Gehäuse der übrigen Reichskleinode sind ebenfalls größtenteils erhalten, und zwar für die Krone, den Reichsapfel, das Reichskreuz und sein Fußgestell, für das Reichsschwert, das Kreuzteilchen (Abb. 35, 36), endlich eine Truhe für die übrigen Reichsreliquien. Eines davon, der Behälter des Reichskreuzes, trägt die Jahreszahl 1491 (1497? die letzte Ziffer ist nicht klar). Sie geben sich als treffliche Arbeiten des deutschen Lederschnitts um die Wende des XV. Jahrhunderts zu erkennen und sind wohl sämtlich in Nürnberg selbst entstanden. Von dem Buchdeckel des Reichsevangeliars, einer Aachener Arbeit des XV. Jahrhunderts, war schon früher die Rede.

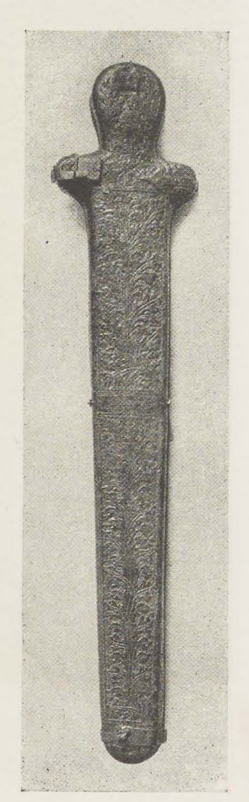


Abb. 36. Behälter des Reichsschwertes.

Es wurde wiederholt erwähnt, daß die seit 1796 verlorenen Stücke des Kronschatzes uns wenigstens noch in den auf Ebners Veranlassung von Delsenbach gefertigten und im ganzen stilgetreuen Stichen überliefert sind. Zu den merkwürdigsten Stücken darunter zählen die kupfernen Armspangen mit Bildern der Geburt und Darstellung Christi; in Grubenschmelz, soweit die Abbildung ein Urteil erlaubt, Arbeiten im Stil des XII. Jahrhunderts und vielleicht niederrheinischer Herkunft (Delsenbach Abb. 8). Auch das «Humerale», das in Stickerei den Kopf des Erlösers zeigte, war ein wertvolles Stück, dessen Verlust sehr zu bedauern ist. Es ist im Verzeichnis von 1423 noch nicht erwähnt und, soweit man urteilen darf, wirklich erst eine Arbeit der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts gewesen. Als Schultertuch der Bischöfe und Priester bringt es übrigens einen neuen Zug in das eigentümlich geistliche Gepräge der Kaisertracht (Delsenbach Abb. 8).

# ANHANG

## Die Rudolfinischen Hoheitszeichen

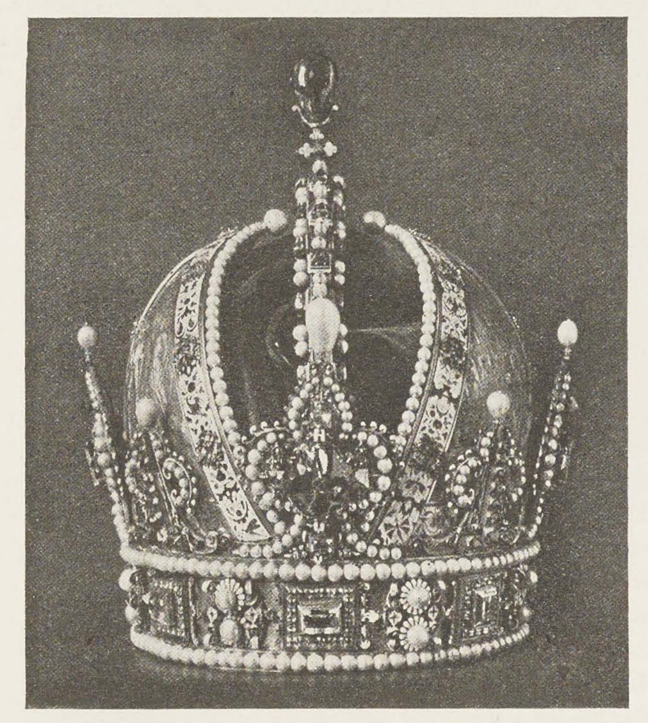


Abb. 37.

Die Rudolfinische Hauskrone, von vorne.

Sie gehö= ren nicht zu den eigent= lichen alten Reichsklein= odien, sind darum auch niemals in Nürnberg, sondern immer im Schatze des kaiserlichen Hauses selbst be= wahrt wor= den, stellen sich aber als Erneue= rungen der alten Kai= serzeichen unbedingt zu diesen, wenn sie auch später eine andere Bedeutung bekommen haben. Jedenfalls sind sie zu den prächtigsten und wertvollsten Stücken der Schatzkammer zu rechnen, wie der Zeit überhaupt, in der sie entstanden sind. Sie bestehen aus der sogenannten Haus= krone, dem Reichsapfel, Szepter und Schwert.

Die «Hauskrone», die unter diesem Namen schon in den alten Verzeichnissen erscheint (Abb. 37, 38), ist von Rudolf II. zweifellos als Ersatz für die alte deutsche Kaiser= und Königs= krone gedacht worden; seit dem Aufhören der deutschen

Kaiserwürde ist sie die Krone des Kaisertums Österreich ge=worden, hat also bis zu dem großen Zusammenbruch des Jahres 1918 lebendige staatliche Bedeutung besessen. Sie er=scheint ja auch als Münzbild der letzten Währung der alten Monarchie. Aus Kheven=hüllers Be=richt über die Krö=nung von 1764 wissen wir bereits, in welcher Weise sie damals ver=wendet wur=de.

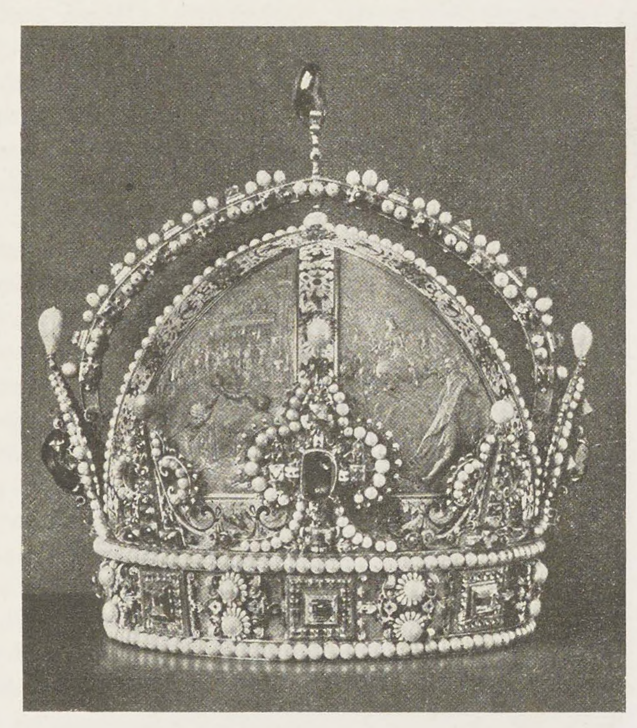


Abb. 38.

Die Rudolfinische Hauskrone, von der Seite.

Selbst die farblose Ab=bildung läßt erken=nen, welch wundervol=les Erzeugnis der deutschen Goldschmiedekunst vor uns steht. Gold, herrliches Edelgestein, Perlen und durchscheinendes Goldschmelzwerk sind in Fülle und im reichsten Geschmack verwendet und angesichts dieser unerhörten Prachtentfaltung erscheint die durch die Literatur laufende Angabe, sie habe 700.000 Reichstaler gekostet, nicht einmal als übertrieben. Freilich fußt sie nicht auf urkundlichen Nachrichten, sondern ist eine beiläufige Schätzung, die verschieden gefaßt, sich in den ältesten Beschreibungen der Schatzkammer findet. Die Haus=

krone ist ein merkwürdiger Versuch, die ständige Form der Königskrone (unterer Teil mit dem Lilienzierrat) mit der seit dem späten Mittelalter auf den Kaisersiegeln erscheinenden eigenartigen Form der Kaiserkrone (Bügel und Mitra) zu verbinden. Die Mitra der alten Kaiserkrone erscheint in der goldenen Kronkappe durchaus in festen Stoff übersetzt. Ein wundervoller Saphir krönt die Spitze, als Gegenbild des altberühmten «Waisen». Auf den vier Feldern der Kronkappe erscheinen vier Darstellungen in flach erhabener Arbeit, die bedeutungsvollsten Feierlichkeiten aus dem Herrscherdasein Rudolfs II. versinnlichend: 1. der Kaiser bei der Frankfurter Kaiserkrönung, 2. zu Pferde auf dem ungarischen Krönungshügel zu Preßburg, 3. der feierliche Krönungszug in Prag, 4. Rudolf II. als Türkensieger von Viktorien gekrönt. Die hier gegebenen Deutungen sind schon durch die Auffassung eines Zeitgenossen (Hainhofer) gesichert.

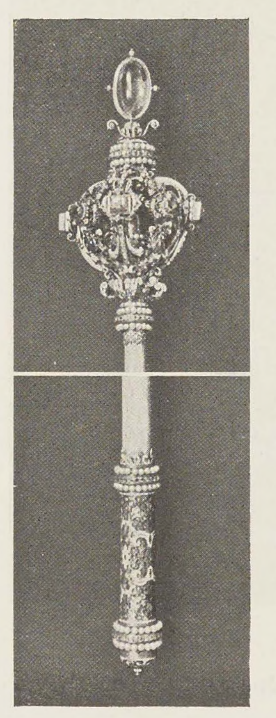


Abb. 39. Szepter.

Die Krone trägt an der Innenseite des Bügels eine Inschrift, in der Rudolf II. als Besteller und das Jahr 1602 genannt werden. In der landläufigen Literatur gilt der Augsburger David Altenstätter (Attemstätter) als ihr Urheber. Nun ist es allerdings richtig, daß das Schmelzwerk der Krone eine beträchtliche Verwandtschaft mit gesicherten Werken dieses Meisters hat (so vor allem mit einer berühmten Standuhr im Wiener Hofmuseum), und gegen ihre Zuschreibung an diesen wäre an sich nicht viel einzuwenden. Jedoch sind von Altenstätter lediglich eben Schmelzarbeiten bekannt, und es ist bis auf weiteres unzulässig, ihm auch die übrige, weit ansehnlichere Arbeit zuzuschreiben. Der Entwurf dieses Prachtstückes ist vielmehr sicher in dem Kreise jener bedeutenden Meister zu

suchen, die als Hofkünstler Rudolfs II. wirkten; hier wird vor allem der eigenartige Stil der Flachbilder den Ausschlag geben, ohne daß bis jetzt ein bestimmter Name in Vorschlag gebracht werden könnte. Auch läge es nahe, z. B. an den Augsburger Anton Schweinberger zu denken, der 1587—1603 als Kammer=goldschmied Rudolfs II. tätig war; aber der Vergleich mit einem Hauptwerk des Meisters, wie der schönen Kokosnußkanne im Hofmuseum, verbietet dies von selbst. Der Anteil, den man im Reich an dieser Erneuerung der Kaiserkrone nahm, ist übrigens mit merkwürdigen Zeugnissen zu belegen. Philipp Hainhofer, der bekannte Augsburger Kunstmakler, der übrigens auch zu Altenstätter enge Beziehungen unterhielt, sandte 1610 Gipsabgüsse der Kaiserkrone (namentlich der Kronkappe) an seinen Gönner Herzog Philipp II. von Pommern. Dann sind in dem neuerdings bekannt gewordenen Kleinodienbuch eines Hamburger Goldschmiedes Jakob Mores (erwähnt bis 1607) zwei Entwürfe für eine Kaiserkrone enthalten, Versuche, ebenfalls jene bezeichnende Verschmelzung von Kaiser= und Königskrone durchzuführen, wie sie die Rudolfinische tatsächlich vor Augen stellt, freilich in der künstlerischen Wirkung weit hinter dieser zurückbleibend. Man sieht daraus, daß die Sache von sich reden gemacht hat, und

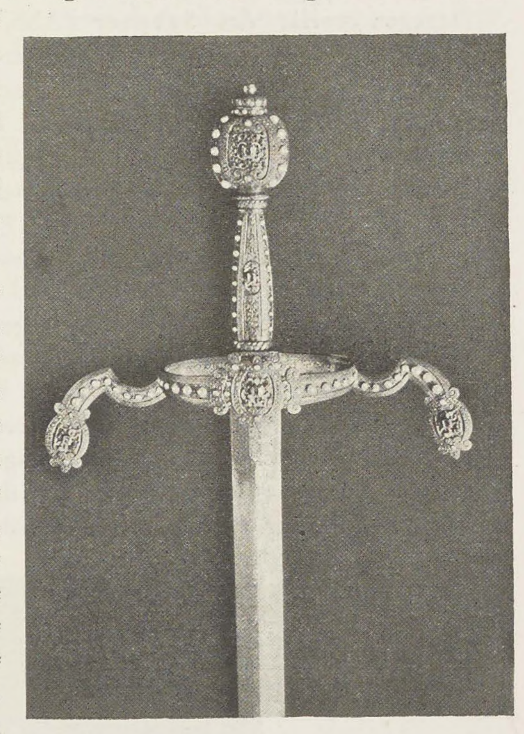


Abb. 40. Reichsschwert.

Lösungsversuche verschiedener Form zu einer Art geistigen Wettbewerbes geführt haben.

Zu der Hauskrone gehört der Reichsapfel (Abb. 41), ganz ähnlich im Schmuck und augenscheinlich von derselben Hand gefertigt. Auch er ist ein durch stofflichen wie künstlerischen Wert gleich ausgezeichnetes Stück.

Dagegen verrät das Szepter (Abb. 39) schon äußerlich durch seinen abweichenden Stil eine andere Entstehung; tatsächlich ist es, wie sich aus einer Inschrift am untern Griffende ergibt, 1612 für die Krönung des Kaisers Matthias, Rudolfs Bruder und Nachfolger, angefertigt worden. Ungefähr aus derselben Zeit dürfte auch das schöne Reichsschwert (Abb. 40) sein, dessen Bügel und Parierstange schon die gebrochene Barocklinie aufweisen; es zeigt meisterhaften Eisenschnitt mit Goldtauschierung, und auch hier sind Edelsteine, Perlen und Schmelzwerk nicht gespart. So schließt das Habsburgische Haus, das am längsten und letzten die deutsche Kaiserwürde innegehabt hat, in einer höchst eindrucksvollen und für dieses Geschlecht ungemein bezeichnenden prunkhaften Weise die Geschichte jener ehrwürdigen Kleinode ab, die durch Jahrhunderte Ruhm und Ehre des Deutschen Führervolkes in sichtbarer Form verkörpert haben.

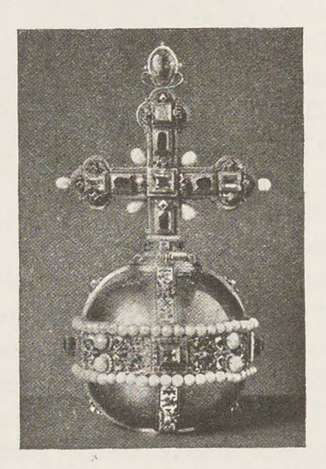


Abb. 41. Reichsapfel.

# INHALTSÜBERSICHT